

Gleitsche Chronik



4. Jahrgang Nr. 4 15. November 1910



Der jüdische Friedhof im Parke von Dyhernfurth

phot. Otto Meißner in Breslau



Das Treppenhaus im bisherigen Redaktionsgebäude (Herrenstraße 6) in Breslau

Ein altes Patrizierhaus in Breslau

So lange unsere Zeitschrift ihren Redaktionsstiz in Breslau hatte, befand sich dieser in dem alten Patrizierhause Herrenstraße 6 bzw. Ring 5. Mit der Zeit jedoch erwiesen sich die bisher innegehabten Räume als zu eng. Dem wenn auch der Dichter behauptet, „es wachsen die Räume, es dehnt sich das Haus“, so mußten wir doch zu unserem Leidwesen gewahren, daß unseren Räumlichkeiten diese ihnen von Schiller zugestandene Fähigkeit gänzlich abhanden gekommen war. Wie daher die bekante Schlange „aus der Haut fährt“, wenn ihr dieselbe zu eng geworden ist, und sich häutet, und wie der Krebs sich ein neues Kaltgewand beilegt, wenn das alte zu zwingen beginnt, so erschien es auch uns geboten, der Redaktion ein neues, größeres Heim (Teichstraße 3) zu geben. Was der Mensch verlieren soll, schätzt er um so höher. Auch uns wurde beim Scheiden so recht der Wert und die Bedeutung des bisherigen Heims fühlbar. Gehört das Haus Ring 5 ja zu jenen alterwürdigen Patrizierhäusern, die den Ring umsäumend, unsere Stadt von ihren Anfängen an zu ihrer heutigen Blüte emporwachsen sahen. Mit seinem malerischen Siebel blickt es, kühl und vornehm wie seine einstigen Erbauer, in das lärmende Treiben zu seinen Füßen. Wenn es seine gegenwärtige Gestalt auch wahrscheinlich erst seit dem 16. Jahrhundert besitzt, so sind doch sicherlich mindestens Teile des vorher an seiner Stelle stehenden Gebäudes mitverwertet worden. Zwar war das Gebäude nicht so glücklich, hohe fürstliche Gäste zu beherbergen, wie es seinen drei Nachbarn zur Rechten vergönnt war. Aber es hat viel gesehen. Es sah Lanzen im Turnier zu seinen Füßen splittern, sah den blühenden Handel des Mittelalters durch die Hallen der „großen Wage“ wogen, sah Friedrichs Grenadiere auf dem vor ihm liegenden Paradeplatze den Geschwindschritt üben, und hörte damals auch die Wehgeschreie der Sepeinigten, die, als Deserteure ergriffen, unten durch die „eiserne Gasse“ laufen mußten. Viel Poesie liegt in ihm verborgen. Die trockene Chronik merkt sich zwar von ihm kaum, daß es zuerst dem 1729 verstorbenen Ratsherrn

Carl Heinrich von Haupt, dann einem Handelsmann Daniel Goldammer und zur Zeit der Besiznahme Breslaus durch Preußen einer Ratsherrnwitwe, Juliane v. Hubrig, gehörte. Nach einem Kaufmann Krater, der Anfang des 19. Jahrhundert Eigentümer des Hauses war, nennt man es zuweilen heute noch das „Krater'sche“ Haus. Das nach der Herrenstraße zu gelegene Hintergebäude enthält ein altertümliches, geschmackvolles Treppenhaus, das auf unserem obigen Bilde dargestellt ist.

Der jüdische Friedhof im Park von Dyhernfurth

Das an der Oder malerisch gelegene Städtchen Dyhernfurth bildet einen beliebten Ausflugsort der Breslauer. Der Hauptanziehungspunkt ist das gräfliche Schloß, das namentlich vom jenseit der Oder gelegenen „Fährkreischam“ aus mit seinen zahlreichen Türmen und seinen Odeterrassen einen imposanten Anblick gewährt. Der Park selbst enthält außer einem gernbesichtigten Wildgarten, einem Mausoleum und einer Eremitage als vielbesuchte Sehenswürdigkeit einen kleinen, halbverfallenen, jüdischen Friedhof, der, rings umsäumt, mit seinen blumenleeren Gruffsteinen mitten in das Blüten des Parkes wie ein steingewordenes Memento mori eingebettet liegt. In seiner Mitte befindet sich ein Massengrab. In ihm ruhen, wie eine Inschrift besagt, mehrere Juden, die bei der bekantenen fürchterlichen Explosion des Pulverturmes in Breslau vor ca. 150 Jahren den Tod fanden. (Vergl. S. 94.)

Die Pfarrkirche in Ober-Gläfersdorf bei Lüben

Die Kirche von Ober-Gläfersdorf, deren Renovation durch die Hochherzigkeit der Kirchenpatrone, nämlich des Grafen Franz von Ballestrem auf Plawniowiz und des Gutsherrn von Gläfersdorf, des Grafen Valentin von Ballestrem, zustande gekommen ist, und die am 30. und 31. Juli durch Herrn Weihbischof

Augustin aus Breslau eingeweiht wurde, gehört kunsthistorisch zu den interessantesten Kirchen Schlesiens.

Der älteste Teil der Kirche ist das jetzige Mittelschiff, mit gotischen Spitzbogenfenstern und mit der Eigenart, daß die Säulen, welche das Gewölbe tragen, in der Mitte der Kirche stehen. Es sind deren drei, welche von großer Stärke sind und nur gestatten, daß man von den Seiten zu dem Hochaltar sehen kann. Dies bedingt nun wieder die Aufstellung der Orgel. Dieselbe steht, vom Hochaltar aus gesehen, auf der linken Seite des Chores. Sie ist im Jahre 1740 aus der evangelischen Kirche in Groß-Peterwitz in unsere Kirche übernommen worden. Nur der Prospekt, welcher bei der Besichtigung durch den Konservator Baurat Dr. Burgemeister als kunsthistorisch interessant befunden wurde, ist erhalten geblieben. Das neue Werk ist von der Firma Schlag und Söhne in Schweidnitz hergestellt worden und entspricht in allen Teilen den Ansprüchen unserer Zeit. Der Spieltisch steht abseits, sodaß der Organist trotz der ausstrahlenden Säulen drei Altäre der Kirche übersehen kann. Die Emporen sind ebenso wie die Kirchbänke vollständig neu hergestellt worden. In sehr vorteilhafter Weise haben hierbei die an den alten Bänken aufgefundenen Bemalungen der Renaissance-Zeit Verwendung gefunden. Von den erhaltenen ältesten Kunstwerken der Kirche fallen ins Auge die beiden aus Holz geschnittenen spätgotischen Apostelfiguren Petrus und Paulus und ein Standbild der Mutter Gottes, jedenfalls von demselben Meister herrührend, welche von dem Holzbildhauer Bemiten und dem Kunstmaler Bäcker in Breslau in sehr glücklicher Weise renoviert worden sind. Der vor der Renovation vorhandene Taufstein war ebenfalls in seinen gotischen Formen ein Denkmal jener Zeit.

Ein Haupt Schmuckstück ist die aus dem Jahre 1604 stammende, aus Holz gebaute Kanzel. Wegen ihres Kunstwertes war sie zur Zeit des deutschen Katholikentages in Breslauer Kunstgewerbemuseum aufgestellt. In den einzelnen Feldern der Kanzel sind die zwölf Apostel dargestellt. Unter denselben befinden sich Wappenschilder verschiedener adeliger Häuser der Umgegend. Der untere Teil der alten Steintreppe ist durch eine Holztreppe ersetzt worden.

An der Ostwand des Mittelschiffes befinden sich der Kreuzaltar und der Josephsaltar. Letzterer ist mit seinem verschlungenen, reichvergoldeten Blattwerk und den kunstvoll geschnittenen hausförmigen Gewändern der Engelfiguren ein interessantes Merkmal der späteren Barockzeit. Das Altarbild könnte ein Willmann gemalt haben. Rechts davon treten wir in die frühere Grabkapelle, die jetzige Marienkapelle. Sie ist 1596 von Ursula von Stislin erbaut worden. Der Altar, welcher das oben erwähnte Muttergottesbild enthält, weist in Form und Bemalung den Hofstil auf. Sehr stilvoll ist auch der neue, von Bemiten hergestellte Beichtstuhl. Unter der Kapelle befindet sich eine Gruft. Auf dem alten Chore rechts über der Marienkapelle fand sich bei der Renovation eine kleine Orgel vor, welche wegen ihres Altertumswertes erneuert wird. Das besprochene Chor befindet sich über dem Seiteneingange.

Der Kreuzaltar weist auch die späte Barockform auf. Zur Zeit des Pfarrers Benner, im Jahre 1820,

scheint er aus einer anderen Kirche übernommen zu sein. Unterhalb des Kreuzaltars tritt man in den Vorraum der Sakristei, welcher den Ministranten als Aufenthaltsort dient. Die mit einer neuen Einrichtung ausgestattete, geradezu vornehm wirkende Sakristei befindet sich in dem neuen Anbau, dessen oberes Stockwerk die grafliche Loge bildet. Das neu durchgebrochene Fenster der komfortabel eingerichteten Loge erhöht noch den künstlerischen Eindruck des Presbyteriums. Dieses ist einzig in seiner Art. Es ist ein Anbau der Renaissance-Zeit und diente früher als Grabkapelle. Deshalb befinden sich auch an beiden Wänden die Sandsteingrabtafeln von früheren Gutsbesitzern der Umgegend und ihrer Angehörigen. Die Platten datieren meistens aus dem Uebergange vom sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert. Würdige Rittergestalten in Rüstung und mit spanischen Halssträußen sieht man da, mit Steinhammer und Schwert und der damals üblichen gräßlichen Handhaltung; daneben betende Ritterdamen in Maria-Stuartracht mit Gebetbuch und Handschuhen, selbst Darstellungen verstorbenen Kinder. Alle Denkmäler

sind schon in der Renaissance-Zeit in Umfassungen gebracht worden, welche mit ihren reich verzierten Säulen, dem Fries und den allegorischen Figuren geradezu musterträchtig für jene Zeit sind.

Der schöne, barocke Hochaltar ist ebenfalls glänzend renoviert worden. Er ist nach einer Inschrift im Jahre 1820 aus der Kirche zu Gramschütz durch Herrn Pfarrer Benner gekauft und unter Leitung eines Tischlermeisters Koch aus dem Nachbardorfe Oberau aufgestellt worden. Derselbe hat auch das Altarbild gemalt, welches die Apostelfürsten Petrus und Paulus darstellt.

Der alte, ehrwürdige Turm hat seine ursprüngliche Form beibehalten und enthält zwei alte Glocken und eine neu umgegossene. Die mittlere Glocke stammt aus dem Jahre 1707, die größte aus dem Jahre 1516.

Die Renovation der Kirche wurde nach Angaben und Entwürfen des Architekten Baldewig in Liegnitz vorgenommen. Die Maurer- und Zimmerarbeiten besorgte Baumeister Danzmann in Kokenau. Die Holzbildhauerarbeiten übernahm die Firma Bemiten und die Kunstmalereien Maler Bäcker, beide in Breslau.

Dichter und Denter

Kurd Laßwitz, der am 17. Oktober in Gotha, wo er längere Zeit als Professor am Herzoglichen Gymnasium Ernestinum gewirkt und seinen Schülern reiche Anregung gegeben hatte, im Alter von 62 Jahren starb, war ein geborener Schlesier. Er war geboren am 20. April 1848 in Breslau, studierte in seiner Vaterstadt und in Berlin von 1866—1875 Mathematik und Physik, nahm 1870/71 am Kriege gegen Frankreich teil und wurde 1875 Gymnasiallehrer in Ratibor, 1876 in Gotha. Seit dem 1. Januar 1908 war er zur Disposition gestellt.

Laßwitz ist ein außerordentlich fleißiger Schriftsteller gewesen neben seinem Berufe, in dem er die Fächer der Mathematik und der Naturwissenschaften vertrat. Seine Werke gliedern sich in zwei Gruppen: philosophische Schriften und Aufsätze und poetische Erzeugnisse (Romane und Märchen). Durch die ersteren hat er unter den Fachphilosophen seinem Namen einen guten Klang verschafft, durch die letzteren weitere Kreise interessiert



Dr. Kurd Laßwitz



Das ehemalige alte Malzhaus auf der Zwingerstraße in Breslau
(1900 umgebaut zur Aufnahme der Stieblerschen Rastkaffeebäckerei)

und erfreut. Dabei gehen die beiden Gruppen seiner schriftstellerischen Arbeit nicht isoliert nebeneinander her, sondern sie stehen in einem notwendigen inneren Zusammenhang. Verstand er es schon in seinen philosophischen Aufsätzen, seinen wissenschaftlichen Uebersetzungen einen klaren, interessanten und von einer jeden Zunftsprache und jedem Pöpstil freien, darum allgemein verständlichen Ausdruck zu geben, so hat er dieselben in der reizendsten Form und mit feinsinnigem dichterischen Verständnis auch zur Basis seiner poetischen Produkte gemacht. Und das verleiht diesen einen ganz eigenen Reiz. Sie bieten zugleich einen intellektuellen und einen ästhetischen Genuß.

In den Grundlagen seiner philosophischen Uebersetzungen stimmt Laßwitz mit Kant überein, auf dem überhaupt jede philosophische Richtung der Gegenwart, soweit sie bedeutsam ist, in irgend einer Weise beruht. In vortrefflicher Weise hat er es verstanden, in das schwierige Gedankensystem des Königsberger Meisters einzuführen in seiner Schrift: die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit im Zusammenhang mit seiner Kritik des Erkennens allgemein verständlich dargestellt (Berlin 1883), einem preisgekrönten Werke, das noch heute zu den besten und klarsten seiner Gattung gehört und zugleich eine glänzende Widerlegung des Materialismus bietet. Unter die Mitarbeiter der seit 1900 von der Berliner Akademie der Wissenschaften begonnenen großen Kantausgabe zählt auch Laßwitz. Besonders eingehend hat er sich mit dem Studium der Atomistik beschäftigt, seinem eigentlichen philosophischen Spezialgebiet. In ihrem Verhältnis zu Kant setzt er sie auseinander in der Schrift: Atomistik und Kritizismus, ein Beitrag zur erkenntnistheoretischen Grundlegung der Physik. (Braunschweig 1878). Sein philosophisches Hauptwerk behandelt die Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis Newton (Zwei Bände, Hamburg und Leipzig 1890) — ein standard work der Philosophiegeschichte! Die Atomistik führte ihn auf Gustav Theodor Fechner, den besonders durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Psychophysik bekannten Leipziger Philosophen. Laßwitz verdanken wir eine vorzügliche Würdigung Fechners, die in Frommanns Klassikern der Philosophie erschienen ist. (Stuttgart 1896). Er hat auch verschiedene Schriften Fechners (Nanna und Zendavesta) neu herausgegeben.

Besonders hervorzuheben sind Laßwitz' kleinere philosophische Aufsätze, die er zunächst einzeln in den verschiedensten Zeitschriften, dann vereinigt in zwei Sammlungen: „Wirklichkeiten, Beiträge zum Weltverständnis“ und „Seelen und Ziele“ (beide in Leipzig bei B. Elischer) erscheinen ließ. Hier zeigt er sich als Meister des philosophischen Essais, der schwierige und aktuelle philosophische Fragen in geistvoller, interessanter, den Leser zum Mitdenken veranlassender Weise zu behandeln versteht. Von besonderem Interesse auch für weitere Kreise ist z. B. der auf Selbstbeobachtungen des Verfassers beruhende Aufsatz über unsere Träume. (Wirklichkeiten XXIV.) Die hohen Auflagen dieser Schriften in kurzer Zeit zeigen am besten, wie viele Leser sie gefunden haben.

Eine noch weitere Verbreitung haben seine poetischen Erzeugnisse gewonnen. Nicht ganz mit Unrecht hat man Laßwitz den „deutschen Jules Verne“ genannt. Freilich übertrifft er den Franzosen an wissenschaftlicher Gründlichkeit, an ernster

philosophischer Schulung, an Reichtum des Gemütes und an poetischer Begabung, und seine reiferen Werke meiden bei aller Freiheit und Kühnheit der Phantasie alle Phantastik und halten sich im Rahmen des naturwissenschaftlich wenigstens Möglichen. Am meisten erinnert noch an Jules Verne sein Erstlingswerk auf diesem Gebiete: Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 23. und 39. Jahrhundert (Breslau 1878; schon im nächsten Jahre in 3. Auflage erschienen!) Auch in diesem Genre zeigt sich Laßwitz wieder als Meister der Kleinarbeit. Er hat hier eine eigene Literaturgattung geschaffen, das „moderne Märchen“, dessen eigener Reiz eben in der Verbindung des Phantasiereichen mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft und mit philosophischen Ansichten besteht. Von ihnen hat er ebenfalls verschiedene Sammlungen erscheinen lassen: Seifenblasen, Nie und immer usw. (Leipzig, Elischer). Auch größere Werke hat Laßwitz auf diesem Gebiete geschaffen, so: „Homchen“, ein Tiermärchen aus der oberen Kreide — Aspira, der Roman einer Wolke, und sein Meisterwerk: Auf zwei Planeten, welches teils auf der Erde, teils auf dem Mars spielt und schildert, wie die Bewohner der beiden Weltkörper in freundliche, dann in feindliche Beziehung treten (hier die Schilderung eines Krieges mit Luftschiffen — vor Zeppelins Erfindung!) und dann einen „Weltfrieden“ schließen. Das Problem ist gut durchgeführt, die Handlung spannend erfunden, und die Charaktere sind gut gezeichnet. Das Buch, dessen Lektüre wie die aller Schriften Laßwitz' nur dringend empfohlen werden kann, bietet außerdem eine Fülle von naturwissenschaftlichen, astronomischen, philosophischen, sozialpolitischen Anregungen. Auch dieser Roman hat in kürzester Frist eine stattliche Zahl von Auflagen erlebt. Er dürfte gegenwärtig in ca. 12 000 Exemplaren verbreitet sein.

Ein geistvoller und edler Mann ist mit Professor Laßwitz dahingeshieden. Aber seine Werte werden ihn überdauern! Wir schließen mit einem Worte des Verstorbenen (Wirklichkeiten S. 442): „Es mögen die alten Ideale sein, die im Menschenherzen unsterblich leben, aber neue Formen gewinnen sie durch die neuen Mittel. Daß die Phantasie uns im Reiche des Schönen das Gute als verwirklicht vorstelle, daß das Sittengesetz eine Macht sei, die den Willen auch in der Tat zu leiten hat, daß Gottes Weisheit uns auf diesem Wege emporführe, das sind die zeitlosen Ideen, sie geben uns das Ziel.

Aber die Mittel, vorwärts zu kommen ein Stück auf diesem unendlichen Wege, bietet die wissenschaftliche und technische Kultur. Sie ist der Kunstgriff der Vernunft, sich selbst zu verwirklichen.“

Damit hat Laßwitz seiner Lebensarbeit einen schönen und treffenden Ausdruck verliehen: neue Formen durch neue Mittel für die alten Ideale!

Oberlehrer Dr. Noth
in Loewenberg

Altertümer — Ausgrabungen

Steinan. Ein fast einen halben Meter im Durchmesser haltender Schulterknochen eines Mammutbils, der fast ganz verfeinert ist, wurde durch Altertumpfleger Ulrich im Sande der Oder zwischen zwei Bühnen unweit Schlegwitz gefunden. Vermutlich ist er durch die Eisprägnungen im Frühjahr heraufgebracht worden.

Turmknopf von Domanze. Da bei der Renovierung des Schlosses der Turm im oberen Teile abgetragen wurde, mußte auch der Knopf abgenommen werden. Er enthielt drei Urkunden aus den Jahren 1777, 1804 und 1852, welche von den Pastoren Klose, Helfer und Friederici verfaßt worden sind. Nach den Urkunden ist die alte Domanzer Burg wohl von den Tempelherren erbaut worden. Von den Herren von Mühlheim (1523 bis 1628) ist das Schloß in seiner jetzigen Gestalt umgebaut worden. Im Jahre 1777 hat Herr von Tschirsky Dach und Turm erbaut. Das Felsenschloß Domanze mit seinem Grunde (Klein-Fürstenstein genannt) wird im Sommer viel von Touristen und Ausflüglern besucht.

Jubiläum

Am 19. Oktober er. feierte die Firma Otto Stiebler in Breslau das 25jährige Bestehen ihres Geschäftes. Man hört heutzutage so häufig, wenn von großen Handlungshäusern die Rede ist, auf das hohe Alter derselben hinweisen und findet Jubiläen sonst nur dann erwähnenswert, wenn sich kulturhistorische Erörterungen daran knüpfen lassen. Hier bietet sich aber Gelegenheit, Scharf, Fleiß und Intelligenz eines Breslauer Mitbürgers hervorzuheben, der zum Ausbau seiner aus kleinen Anfängen hervorgegangenen Firma zum vorbildlichen Handlungshause kein Menschenalter benötigte, sondern nur den guten Teil eines solchen. Die Breslauer Kaffee-Rösterei Otto Stiebler zählt heute zu den größten Handlungen ihrer Branche, und ihr Hauptgeschäft Zwingerplatz 5 im „alten Malzhaufe“ ist eine Ehrensache Breslaus. Die geschaffene Verkaufsanlage ist für Lebensmittelhandlungen geradezu musterträchtig, und gleiche Vollkommenheit der Einrichtung, Ausstattung und räumlichen Ausdehnung dürfte man in anderen Großstädten, selbst in Berlin, wohl kaum finden. Die Firma besitzt außerdem noch 18 Filialen, darunter drei auswärtige in Brieg, Oppeln und Rattowitz. Für unsere Leser dürfte von Interesse die beifolgende Abbildung des alten Malzhauses sein, welches 1900 dem Neubau der Breslauer Kaffee-Rösterei Otto Stiebler weichen mußte. Der Neubau erfolgte in äußerst geschmackvoller Weise, und zwar so, daß man das alte, schöne Mansardendach beibehielt. Das ehemalige „alte Malzhaus“ ist auch insofern bemerkenswert, als es der dahinter liegenden Gasse, der



Die Kaffeerösterei von Otto Stiebler
auf der Zwingerstraße in Breslau

Hummerei, auf die wir nach Durchquerung der benachbarten Sieb-dich-für-Passage gelangen, den Namen geben half. Die Bezeichnung Hummerei hat nämlich leider nicht das geringste mit den bekannten schmachhaften Riesenkrebsen zu tun, sondern ist durch Verstümmelung aus „Hummelei“ entstanden. Diesen Namen erhielt die Gasse unter Bezugnahme auf die hier zahlreich vorhandenen Malztemen, die sog. „Hummeln“.

Weinbau

Vom Grünberger Weinbau. Der bereits seit etwa hundert Jahren in den Grünberger Weingärten auftretende sogenannte „Rote Brenner“ hat in den letzten Jahren im dortigen Weinbaugebiete einen solchen Schaden angerichtet, daß es ratsam erschien, die Bekämpfung allgemein in die Hand zu nehmen. Im Auftrage der Regierung besichtigte Professor Dr. Lüstner von der Königl. Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim seinerzeit die Weingärten und untersuchte die auftretenden Blattkrankheiten. Auf Grund des von ihm an den Landwirtschaftsminister erstatteten Gutachtens und der darin enthaltenen Vorschläge ist eine energische Bekämpfung der Schädlinge in die Wege geleitet worden. Zur Beratung der zu ergreifenden Maßnahmen fand damals unter Vorsitz des Landrats von Brochusen eine Sitzung des Ortsausschusses zur Hebung des Weinbaues in Stadt und Kreis Grünberg statt, welchem Vertreter des Kreises, der Stadt, des Gewerbe- und Gartenbauvereins und des Winzervereins angehörten. Als Vertreter des Regierungspräsidenten nahm an der Beratung der Regierungsrat von Hannier aus Liegnitz teil. In seinem Gutachten bezeichnete Dr. Lüstner als eigentlichen Krankheitsherd die alten, vernachlässigten Weingärten, welche eine stete Gefahr für die angrenzenden Gebiete bilden. Die Versammlung war sich darüber einig, daß ein Vor-

gehen im Polizeizwangswege nicht ratsam sei, daß vielmehr durch Einwirkung und Belehrung, sowie durch Gewährung von Beihilfen zu Neuanlagen und Verbesserungen des Baues gedrungen werden müsse. Gegen verwahtlose Weingärten, sogenannte „Drüsch“ müsse dagegen unmaßsächlich vorgegangen werden. Der „Rote Bremser“ zeigt sich hauptsächlich in sandigem oder kiesigem Boden, auf dem das Regenwasser zu rasch in den Untergrund eindringt, sodaß die Reben bei trockner Witterung dann leicht an Wassermangel leiden. Dr. Lüsner hält es auch nicht für ausgeschlossen, daß gerade die Grünberger Bodenverhältnisse für das starke Auftreten der Krankheit mit verantwortlich zu machen seien. Er schlug deshalb eine genügend tiefe Bodenlockerung, Beimengung geeigneter Bodenarten und reichliche Mistdüngung vor. Versuche nach dieser Richtung sind schon in diesem Frühjahr in den staatlichen Mustergärten und im Herbst auch in Privatgärten angestellt worden. Um auch dem Privatmann billigen Düngerbezug von auswärts zu ermöglichen, haben sich die maßgebenden Stellen an die Eisenbahnverwaltung wegen Herabsetzung der teuren Frachtsätze gewandt.

Volkswirtschaft

Erwerbende und nichterwerbende Bevölkerung in Schlesien. Im Jahre 1907 ist im Deutschen Reiche eine statistische Aufnahme der Bevölkerung erfolgt, aus der hervorgeht, welcher Bruchteil des Volkes arbeitet und welcher nicht erwerbend ist. Die Zahlen dieser Statistik sind für Schlesien folgende: Von der Gesamtbevölkerung von 4995098 sind nur 2257038 erwerbstätig bzw. dienend, also weit unter der Hälfte. Auf die Erwerbstätigen kommen 2159617, davon waren weiblich 764306; Dienende waren 98021. Angehörige ohne Hauptberuf wurden 2445178 ermittelt, berufslos Selbständige 312882, davon weiblich 175928.

Interessant wird dieses Ergebnis erst im Vergleich. Seit 1895, in welchem Jahre die letzte derartige Aufnahme erfolgte, hat in Schlesien die Zahl der Erwerbstätigen und Dienenden im Verhältnis von 42,96 zu 44,80 zugenommen; zugenommen hat namentlich die Beteiligung des weiblichen Geschlechts am Erwerbsleben, von 34,73 Prozent auf 38,48 Prozent von je 100 Erwerbstätigen und Dienenden. Nun kommt aber eine Zahl, die für unser Zeitalter sehr charakteristisch ist. Während, wie aus Nachstehendem ersichtlich, die erwerbende Bevölkerung größer geworden ist, numerisch und prozentual, ist die Zahl der Selbständigen darunter geringer geworden; 1895 waren 26,25 Prozent aller erwerblich Schaffenden selbständig, 1907 nur noch 20,35. Dieses Ergebnis ist so schroff, daß man darin eine ganz bedeutsame Eigenart des Zeitalters erblicken muß; es ist die fortschreitende Entwicklung der Großbetriebe.

Aus der Sammelmappe

Reise von Festungswerken in Breslau. In dem zwischen Wallstraße und Promenade liegenden gräßlich Ballestremischen Grundstück wurden neulich Ausholungen vorgenommen und zwar in dem Teil, der sich neben dem Palais längs der Wallstraße hinzieht, und in dem noch Teile der alten Breslauer Festungswerke gut erhalten sind. Durch das geöffnete Eingangstor blickt man von der Straße in die gewölbten, gemauerten Kasematten, deren Decke sich wenig über das Niveau der Straße erhebt, und die nach dem tiefer gelegenen Grundstück, das zum Teil als Garten benutzt wird, sich hallenartig öffnen. Die Kasematten, die eine Länge von etwa zwanzig Meter und eine Breite von zwei bis drei Meter haben, werden zur Aufbewahrung von Gartengerätschaften benutzt.

Vom alten Pulverturm an der Graupenstraße. Auf dem gräßlich Ballestremischen Grundstück an der Wallstraße stand seinerzeit der Pulverturm, der am 21. Juni 1749 morgens 3½ Uhr infolge eines Blitzschlages in die Luft flog. In dem vieredigen, 60 Fuß hohen, 15 Fuß im Durchmesser großen Turm lagerten 557 Zentner Pulver,

und diese verursachten eine derartige Explosion, daß die benachbarten Gassen, Graupen- und Antoniengasse, gänzlich zerstört und entfernt liegende Gebäude beschädigt wurden; die größten Gebäude, Kirchen und Türme wankten wie bei einem Erdbeben, und ein großes Stück Stadtmauer und Brustwehr stürzten in den Wallgraben, den jetzigen Stadtgraben. An hundert Menschen verloren ihr Leben, und über 600 trugen schwere Verwundungen und mehr oder weniger leichte Verletzungen davon. Auf dem Schweidnitzer Anger fand man die zerschmetterten Ueberreste der Schildwache des Turmes; er hatte für einen Freund Dienst getan. In dieses Unglück erinnert eine eiserne Tafel, die im Jahre 1816 an der Unglücksstelle angebracht wurde. Sie befindet sich jetzt an der Mauer des Grundstücks, fällt aber infolge der Verwitterung so wenig auf, daß man achtlos an ihr vorübergeht.

Ein Zehnjähriger serbischer Adjutant. Nicht vielen Breslauern dürfte es bekannt sein, daß der Generaladjutant des Königs von Serbien, mit dem letzterer zum Besuch des Sultans erschien, ein Breslauer Kind ist. Allerdings unter dem Namen, den dieser Offizier gegenwärtig führt, dürfte ihn niemand in der alten Oderstadt kennen; denn den Namen Jurijewitsch hat er erst in späteren Jahren angenommen. Dabei hieß er Paul Sturm. Er war der Sohn eines Breslauer Realchullehrers und Ende der Sechziger Jahre in das 46. Regiment in Posen eingetreten. Er zog 1870 in den Krieg, und der junge Leutnant brachte das Eisener Kreuz aus dem Feldzug mit heim. Leutnant Sturm war einer der stattlichsten Offiziere der Posenener Garnison und von bestirrenden Liebenswürdigkeit, die ihm nicht nur in der Damenwelt sondern auch im Kreise seiner Kameraden die herzlichsten Sympathien eintrug. Er hatte nur einen Fehler: er konnte seine Ansprüche an das Leben nicht in Harmonie bringen mit seinen Finanzen, und schließlich war die Schuldenlast so groß geworden, daß er darunter völlig zusammenbrach. Er mußte seine Verlobung mit einer schönen und reichen Dame lösen und seinen Abschied nehmen. Mit aufrichtigstem Bedauern sah das Offizierkorps den stattlichen Mann aus seinen Reihen scheiden. Das war im Jahre 1876, in der Zeit des serbischen Aufstandes gegen die Türkei. Was lag dem jungen aussichtslosen Offizier näher, als den Serben seinen Arm und seine militärischen Erfahrungen zur Verfügung zu stellen. Mit Freunden nahm man in Belgrad den mit dem Eisernen Kreuz geschmückten preussischen Offizier an, und man hat es nicht zu bereuen gehabt. Unter vielen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten, die dem früheren preussischen Offizier der serbische Nationalismus bereitete, wußte sich Paul Sturm in fremden Lande eine neue Existenz zu begründen, und seinen Anregungen verdanken die Serben manche Verbesserung in ihrem Heereswesen.

Schlesische Buddhisten. Am 31. Januar starb in Vardarawela auf Ceylon der buddhistische Mönch Sumano, einer von den ersten vier Deutschen, die in den Sanglia (den buddhistischen Mönchsorden) eintraten. Sumano war ein Schlesier, Namens Fritz Stange aus Lauban. Nach naturwissenschaftlichen Studien in Breslau trat er in die Postlaufbahn über, ging dann aber vor 4 Jahren nach Ceylon, um in ein buddhistisches Kloster einzutreten, wo er jetzt an den Folgen des Klimas und der strengen Lebensweise gestorben ist. Der zweite von diesen vier Deutschen mußte des Klimas wegen sofort wieder heimkehren; der dritte kam auf Wunsch seiner Mutter zurück und lebt jetzt als Buchhändler in Breslau, und der vierte Bikkhu Nyanatiloka, einst Konzertmeister Gull aus Wiesbaden, ist ein angesehener Pali-Gelehrter geworden.

Variété

Liebichs Variététablissement in Breslau bringt in diesem Monat ein recht unterhaltames Programm. Es wird eingeleitet durch die equilibristischen Studien Martells, unter denen besonders der Stand auf einem Finger verblüffend ist. Die drei Arleys führen in einem



phot. Gebr. Schmidt in Breslau

Der schlesische Aviatiker Fritz Heidenreich

amüsanten gymnastischen Potpourri gut dressierte Hunde vor, eine anmutige und geschickte Jongleuse ist Lory Gillet, und der humoristische Zauberer John Weil unterhielt das Publikum ebenso sehr durch seine Kunststücke wie durch den Witz seiner Worte, mit denen er seine Zauberkinste begleitet. Waghalsige Vorführungen zeigt die Lojatruppe auf zwei in Höhe von etwa zwei Meter über der Bühne gezogenen Drähten; die Pyramide zu Vieren auf den beiden Drähten und das mehrfache Salto des kleinsten der Künstler von dem Schleuderbrett verdienen alle Anerkennung. Ebenso bewundernswert ist die japanische Okabfamilie; diese geberenen Equilibristen arbeiten mit verblüffender Leichtigkeit und Sicherheit in ihren Vorführungen. Amy Wilkens und B. Schulhoff finden mit ihrer durch bekannte Operetten- und Coupletschlager gewürzten pikanten Chamberseparanummer viel Beifall, weniger dagegen mit der Parodie der Oper Elektra, deren Stoff zu ernst für eine Parodisierung ist. Auch die „Haremsnacht“ von Max Farakud findet wenig Anklang beim Publikum. Sie wirkt durchaus nicht als Groteske, wie das Programm verzeichnet. Die Humoristin Hedny Herdina, die sich bemüht, die derbe Komik Otto Reutters nachzuahmen, erfreut mehr durch die gut pointierten und zündend vorgetragenen Witze als durch ihre Chansons, deren „männlicher“ Vortrag oft unschön wirkt. Ein zeitgemäßer Verwandlungsmimiker ist Emil Merkel, der die Großen der Gegenwart, Zeppelin, Roosevelt usw. in Aussehen und Mimit trefflich darstellt. Die fünf Reulenjongleure Mowatts ergöhen durch ihre fabelhafte Geschicklichkeit und das Farbenpiel ihrer leuchtenden Reulen. Die sechs Kostüts erfreuen durch Grazie, Schik, Kostüme wie durch gute Figuren das Auge. Das Biostop bringt u. a. interessante Bilder von der Nordlandsreise des Kaisers.

Sport

Der Sport im Oktober gestaltete sich trotz der vorgerückten Jahreszeit noch recht lebhaft. Eröffnet wurde das reichhaltige Sportprogramm mit den erfolgreichen Schaulügen des Breslauer Aviatikers Fritz Heidenreich, dessen Bild wir bringen, in Reichenbach am 1., 2. und 3. Oktober. Dieser sympathische schlesische Flieger ist aus eigener Kraft Schritt für Schritt in der Kunst des

Fliegens vorwärts gekommen. Er hat sich einen selbst-erdachten Flugapparat gebaut, den er bei mehrmaligen Versuchen so vervollkommen hat, daß er nunmehr allen Anforderungen genügt. Nur der Motor reicht für den Kampf gegen die „Große Konkurrenz“ noch nicht aus. Diese hat es leichter wie Heidenreich; denn sie erhält fast durchweg Flugapparate mit leistungsfähigen Motoren von den Fabriken zur Verfügung gestellt, während Heidenreich bisher sämtliche Kosten seines Apparates selbst bestritten hat. Wenn dann noch, wie kürzlich in Liegnitz, das Publikum sich Schaulügen des heimischen Fliegers gegenüber so indifferent verhält, daß er die Flüge aus Mangel an zahlenden Zuschauern abkürzt, so muß es ihm selbstverständlich schwer fallen, sich stärkere und teure Motoren anzuschaffen, durch die allein er mit den Fliegergrößen konkurrieren kann. Daß trotzdem sein Apparat fliegen kann und er selbst Wagenmut und Flugtechnik zur Genüge besitzt, haben seine Flüge in Reichenbach, Breslau und Berlin-Johannistal bewiesen. Gleich bei seinem ersten Debut in Konkurrenz gelang es ihm, dort den Zusatzpreis zum Lanzpreis (1500 Mark) zu erringen, und in Breslau führte er auf dem Flugplatz der „Ost“ in Wilhelmstruß am 25. Oktober mehrere äußerst gelungene Flüge vor, schließlich sogar einen Passagierflug mit seinem Bruder. Leider endete die Vorführung, zu der sich wie zu der am 25. Oktober viel Publikum eingefunden hatte, mit einem schweren Anfall. Infolge eines Defektes am Steuer überschlug sich der Apparat und begrub den Flieger. Glücklicherweise kam Heidenreich selbst mit einer leichten Verletzung davon, sein Flug-Apparat war aber zum größten Teil zertrümmert, sodaß die Schaulüge vorläufig nicht fortgesetzt werden konnten; der finanzielle Schaden ist um so bedeutender, als Heidenreich an dem folgenden Tage sich um den Preis des Schlesischen Flugsportklubs von 2000 Mark bewerben wollte, den er sicher errungen hätte.

Noch ein zweites großes sportliches Ereignis bot der Oktober: die Einweihung des Klubhauses des Rudervereins Wratislavia im Beisein des Protektors des Vereins, Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen; einen Aufsatz über das in jeder Beziehung vornehm und behaglich ausgestattete Gebäude bringen wir unter der Abteilung „Kunst“. Am 16. Oktober schlossen die

Breslauer Rudervereine die diesjährige Ruderjaison mit dem offiziellen Abrudern.

Die Vertretung des im letzten Jahre nach langer Pause wieder aufgelebten Rollschuhsports, der Bund deutscher Rollschuhvereine, wählte Breslau als Ort für seinen außerordentlichen Bundestag, der am 7. und 8. Oktober stattfand. Dabei wurden verschiedene sportliche Veranstaltungen abgehalten. Die Meisterschaft von Deutschland im Kunstlaufen errang Max Tiede vom Rollschuhsportklub „Silezia“, im Paarlaufen siegten Fräulein Kurzer und Herr Klette vom selben Verein und im Walzertanzen Fräulein Harj und Herr Niklas vom Rollschuhklub „Wratistavia“. Das Hockeywettbewerb gewann der Rollschuhsportverein „Silezia“ Breslau u. a. gegen Berliner Konkurrenz.

Der Radsport trat im Oktober noch stark hervor; so hielten u. a. der Radfahrerverein „Germania“ und der „Erste Breslauer Radfahrerverein“ ihr Vereinsrennen, der Gau 24 seine zweite Sechsstundentour, der Radfahrerverein „Teutonia“ sein 10 jähriges Stiftungsfest, verbunden mit Radfahrspielen, ab.

Für die Rechenpieler und Leichtathleten wurde bei dem neuen Sportplatz in Grüneiche das von Stadtbaurat Berg entworfen und von Zimmermeister Hoffenfelder erbaute Klubhaus eingeweiht; an die Einweihung schlossen sich interessante Wettkämpfe Breslauer Schüler. Auf dem Schießsportplatz fand am 2. Oktober ein Stundenpaarlaufen statt, das Danziger-Hempel vom Verein für Volkssport, Berlin, mit 19 Kilometern gewannen.

Vom Verein für Pferdezucht und Pferderennen fanden die letzten Rennen dieser Saison statt; den Preis der Schneekoppe gewann „Lilian“ (Jockey Nylin), das Oktober-Jagdrennen Leutnant von Nechtrig auf „Bannino“, das Herbsthandikap „Boulanger“ (Jockey Goff), den Preis der Heuschauer Leutnant von Roschützki auf „Florian“, die beiden Ehrenpreisjagdrennen Leutnant von Lieres auf „Treffon II“, das Hühnerhürdenrennen „Alfajade“ (Jockey Johnson jun.), das Halbblutjagdrennen Leutnant Warne auf „Bajazzo“, den Preis von Rietern „Boulanger“ (Jockey Goff), den Preis von Rynast Leutnant von Ehrenstein auf „Mikulos“, das Verkaufshürdenrennen „Galicia“ (Jockey Adolph) und das Abschiedsrennen „Knote“ (Jockey Müller). G. S.

Persönliches

Staatsminister a. D. **Arthur Hobrecht**, der frühere Oberbürgermeister von Breslau und Berlin, der erst vor kurzem sein 86. Lebensjahr vollendete, beging am 7. September in voller körperlicher und geistiger Frische mit seiner Gemahlin das Fest der diamantenen Hochzeit. Das sehr rüstige Ehepaar lebt in Groß-Lichterfelde bei Berlin, von wo der greise Gatte während der Parlamentszeit fast täglich nach der Reichshauptstadt kommt, um die Pflichten seines Mandats gewissenhaft zu erfüllen. Auch als formvollendeter Redner tritt er hin und wieder noch hervor, insbesondere bei allen Festlichkeiten seiner Partei. Auch als Dichter hat er sich rühmlich betätigt. In Gemeinschaft mit seinem verstorbenen jüngeren Bruder schrieb er Novellen und Romane, deren Schauplatz meist seine westpreussische Heimat bildet.

Der ordentliche Professor der englischen Sprache und Literatur an der Universität Königsberg, Dr. **Mar Kaluja**, dem aus Anlaß der Königsberger Kaiseritage der Charakter als Geheimen Regierungsrat verliehen worden ist, ist Schlesier. 1856 in Ratibor geboren, studierte er in Breslau und promovierte hier im Januar 1881. Im Dezember desselben Jahres bestand er die Oberlehrerprüfung und war von 1882 bis 1887 als Hilfslehrer an den Rgl. Gymnasien zu Ratibor und Oppeln tätig. Im Mai 1887 habilitierte er sich an der Universität Königsberg als Privatdozent für englische Sprache und Literatur, wurde 1893 Extraordinarius und 1902, nach Ablehnung eines Rufes nach Gießen, zum ordentlichen Professor ernannt.

Kleine Chronik

September

25. Auf der Strecke Hirschberg-Löwenberg stürzt bei Kilometer 20,1 zwischen Lähn und Märzdorf ein Felsstück vom Loreleyfelsen auf den Bahnkörper, wodurch mehrere Stunden der Verkehr gestört wird.

Oktober

8. In Breslau, Reichenbach und Prieborn wird abends 8 1/2 Uhr ein prachtvolles Meteor beobachtet, das als blauleuchtende Kugel von Osten nach Westen zieht, einen gelbstrahlenden Schweif zeigt und vor dem Erlöschen leuchtugelartig zerprüht.

9. In der Nacht zum 9. explodieren auf der Falvabütte bei Schwientochlowitz drei neuerbaute Gas-Generatoren. Anscheinend sind aus dem Boden ausströmende Brandgase die Ursache.

9. Abends 7 1/2 Uhr findet in Breslau, in einer Erdgeschosswohnung des Hauses Waisenhausstraße 12 eine heftige Gasexplosion statt. Ausströmendes Gas wird durch einen an einer Gaskrone befindlichen Selbstzünder zur Entzündung gebracht.

21. Das Dampfjägewerk der Firma Max Ruschel in Schweidnitz wird durch ein Großfeuer zerstört.

21. In Gottesberg verjagt geraume Zeit die Wasserleitung, da eine in den Transformator geratene Maus eine Unterbrechung des elektrischen Stromes herbeiführt.

23. In der Nacht zum 23. beschädigen ruchlose Hände auf der Chaussee Seitenberg-Wilhelmsthal 36 Bäumchen.

25. Förster Schmidt aus Waltersdorf erlegt durch Kugelschuß ein verwildertes Kalb, das seit geraumer Zeit in den Wäldern bei Mauer lebt, und dessen man auf andere Weise nicht habhaft werden konnte.

28. Im Haselbachschen Garten in Saarau blüht ein Apfelbaum zum zweiten Male.

28. Kurz hinter Penzig O.-L. wird ein Wagenfenster des Personenzuges 647/443 nach Dresden durch einen Schuß zertrümmert.

23. Ein Eisenbahnattentat wird bei Kuchelna, Kreis Ratibor, versucht. Eggen und Schwellen werden über die Schienen gelegt.

Die Toten

Oktober

15. Mater Maria Ludowica v. Silgenheimb, Breslau-Carlowitz.
19. Herr Geistl. Rat Robert Przybyla, Tscheschen.
Frau Geh. Ober-Postrat Meta Deyl, 63 J., Breslau.
Herr Rentier Berthold Meißer, 62 J., Breslau.
20. Herr Oberstleutnant a. D., Rittergutsbesitzer Georg Below, Nieder-Adelsdorf.
Freiin Ellinor von Czetttrig-Neubaus, 34 J.,
Schreiberbau.
Verw. Frau Major Amalie von Urub, 72 J.,
Liegnik.
21. Herr Major a. D., Landesökonomierat a. D. Richard Wellmann, 80 J., Kreuzburg O.-S.
Herr Professor Julius Jung, 51 J., Oppeln.
Herr früh. Rittergutspächter Alfons May, 51 J.,
Mogwitz.
22. Herr Oberlehrer Prof. Gustav Brzezak, 47 J.,
Beuthen O.-S.
Frau Bertha v. Festenberg-Badisch, 88 J., Liegnik.
23. Herr Pastor em. Reinhold Klose, 85 J., Liegnik.
Herr Guts- und Steinbruchbesitzer August Weiß,
80 J., Gräben b. Striegau.
24. Herr Landeshauptmann der Oberlausitz Karl v. Wiedebach und Rostig-Zänkendorf, 66 J., Görlitz.
25. Herr Generaldirektor, Bergrat Franz Pieler, 75 J.,
Kuda.
26. Herr Generaldirektor Konstantin Wolff, 58 J.,
Gleiwitz.



Die Illersdorfer

Von E. H. von Zagory

(13. Fortsetzung)

Auch nach ein paar treuen Augen sehnte er sich, die ihm in der Jugend das Liebste auf der Welt waren, aber auch diese waren schon lange geschlossen.

Und doch, er konnte nicht anders; er mußte in die Heimat, und wenn er dort auch nur noch Gräber fand, er mußte heim. In der Heimat wollte er sterben.

Todmüde kam er in seiner Heimat an.

Noch einmal wollte er all die Plätzchen sehen, die ihm als Knabe so lieb und vertraut waren, und noch einmal die hohen, alten Tannen rauschen hören. Sie, die ihm einst die Jugendlieder vorgesungen hatten, sollten ihm auch sein letztes Lebenslied singen. In ihrem Schatten wollte er sterben.

Sein Weg führte ihn durch den stillen Wald, und er atmete tief die würzige Waldluft ein. Wie das wohlthat, ach, wie das wohlthat! Unter mächtigen Tannen machte er Halt. Das war schon als Knabe sein Lieblingsplatz gewesen. Von hier aus konnte man die ganze Gegend übersehen. Hier hatte er seine Träume von Weltglück und Weltpracht geträumt, und hier wollte er auch seinen letzten Traum träumen.

Es war ein Plätzchen, zum Nachdenken und Träumen recht geeignet. Alles atmete ringsum Stille, die von dem leisen Rauschen der Wipfel eher erhört, als gestört wurde.

Ihm wurde es auf einmal so frei, so leicht ums Herz, als er die Heimat so frisch, so friedlich im Lenzeszauber vor sich liegen sah, genau wie er sie einst verlassen hatte.

Er streckte sich auf den moosigen Boden hin und ließ Bild auf Bild vor seiner Seele vorüberziehen. Plötzlich fingen die Glocken zu läuten an; sie läuteten den Pfingstsonntag ein. Wie lange hatte er sie nicht mehr gehört, die Glocken der Waldheimat! Seine verstorbene Mutter hörte sie so gerne gerade von diesem Plätzchen aus, und hier hatte er mit der Mutter am letzten Abend vor seiner Reise noch zusammengeessen und den Glockentönen gelauscht; seine Mutter aber hatte die Hände gefaltet und für ihn gebetet.

Wie lange war das doch her!

Die Mutter schlief schon seit Jahren in der Heimaterde, und er — er war nun heimgekommen, müde und krank an Seele und Leib.

Wie ihn die Glockentöne ergriffen! Es war ihm fast, als hörte er seine Mutter wieder neben ihm liebe Worte sagen, und seine ganze glückliche

Kinderzeit stand ihm auf einmal deutlich vor Augen. Das Herz wurde ihm weich. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich, seit seiner Kinderzeit zum ersten Male. Und wie wohl taten ihm die Tränen! Es war, als ob sich eine Eiskruste, die sich wie ein Panzer um sein Herz gelegt und es fast erstarrt hatte, zerschmolz.

Die Nacht brach herein, er blieb, wo er war, und seine müden Augen schlossen sich seit langem zum erstenmal zum Schlummer. Er träumte von seiner Mutter; sie küßte ihn und strich ihm liebevoll über die Stirn, als ob sie dort alle Spuren, die die Welt darauf gezeichnet hatte, verwischen wollte. Verwundert wachte er aus seinem Schlummer auf und blickte um sich. War das ein Pfingstmorgen! Eben dämmerte es, aber im Osten zeigte sich schon ein leuchtender Streifen. Der Morgenwind fuhr ihm über die heiße Stirn und rüttelte an den Bäumen, als wollte er sie aus ihrem Schlafe aufwecken. Es war totenstill im Walde. Ein würziger Tannen- und Moosgeruch erfüllte die reine Morgenluft, und die Taupfropfen sanken langsam von den Bäumen herab.

Nun ging die Sonne auf und warf ihre leuchtenden Strahlen über Wald und Tal hin. Dazu klangen weit unten im Tale die Glocken wie ein Morgengruß zum Himmel empor. Mit erstaunten Augen sah der Mann auf seine Heimat. Noch nie war sie ihm so schön vorgekommen. Unwillkürlich wurde seine Seele von diesem friedlichen Bilde zum Himmel hinaufgelenkt. Es ging wie ein Hauch von Ruhe und Frieden durch sein Herz. Er, der seit Jahren nie in einem Gotteshause gebetet hatte, betete jetzt, wie er es kaum als Kind getan.

Da wurde ihm die Brust auf einmal so leicht und so frei. Tief atmete er die reine, frische Morgenluft ein und fühlte wieder Mut zum Leben und Kraft zum Weiterkämpfen. Er dachte nicht mehr ans Sterben; das kam ihm jetzt so feige und erbärmlich vor. Die Vergangenheit erschien ihm wie ein wüster Traum. Er fühlte sich jetzt wieder auf einmal so jung, so kräftig wie einst, als er noch keine andere Welt kannte, als seine Heimat.

Fröhlich sprang er auf, dehnte und reckte seine Glieder und blickte mit leuchtenden Augen um sich.

Ihm war zumute, als wäre er todkrank gewesen und nun geheilt.

Er hatte in der Heimat sterben wollen und lernte dort erst wieder recht leben. Das war der Inhalt seines Briefes. —

Nach Wochen bekam ich einen langen Brief aus Illersdorf, nein, eigentlich zwei. Elisabeth schrieb mir: „Kleines, ich habe meinen Bruder wieder! Noch ist er krank an Leib und Seele; er hat viel gelitten da draußen; aber ich hoffe, er wird hier zum Frieden kommen, und seine Kinder werden ihn wieder lieben lernen. Noch sind sie ihm gegenüber scheu, aber ich denke, die Liebe muß doch durchbrechen. Was war das für ein Tag, Emmy, als Hardi heimkam! Am Abend vor Vaters Geburtstag war ich mit Jadwiga gegangen, sein Grab zu schmücken, und Karl tummelte sich draußen unter Mähdorfs Aufsicht auf einem Pferde herum. Als wir den großen Weg entlanggingen, sahen wir einen Mann gebückt an Vaters Grabe stehen, und als ich näher kam, erkannte ich Hardi. Da bin ich auf ihn zugegangen, habe meinen Arm um ihn gelegt und jubelnd gerufen: „Hardi, ach Hardi!“

Er ist zusammengezuckt, hat mich sprachlos angestarrt, und hat wohl erst nicht begreifen können, wie ich nach Illersdorf gekommen bin. Da habe ich ihn noch einmal in der Heimat willkommen geheißen im Hause der Väter und habe ihm gesagt, daß es uns beiden gehört, ihm und mir. Da hat er aufgeschluchzt wie einer, der befreit ist von einem schweren Stein, hat mich in seine Arme genommen, daß ich meinte, er würde mich ersticken, und hat doch nur ein paar Worte gesagt: „Wieder daheim!“

Und dann haben wir uns auf die Bank an den Gräbern gesetzt und haben uns alles gesagt von dem, was wir beide gelitten, was wir beide verloren. Ach, Emmy, Hardi hat mehr gelitten als ich; denn es ist ja viel leichter, einen Menschen durch den Tod zu verlieren als durch das Leben. Er liebt Jadwiga noch, und ich glaube, er wird nie aufhören, sie zu lieben. Vor den Kindern ist er erst zurückgeschreckt; besonders Karl, der Jadwiga sehr ähnlich ist, schien ihm weh zu tun, sobald er ihn sah. Jadwiga dagegen mit ihrem weichen und schmiegsamen Wesen hat sich sein Herz bald erobert. Ich glaube, er fürchtet für Karl. Dieser hat das Temperament seiner Mutter, ihre Schönheit und ihre bestrickende Liebenswürdigkeit. Doch ich glaube, er hat einen anderen Kern in sich. Erst ging mir der Junge scheu aus dem Wege, während Jadwiga sogleich zutraulich war. Jetzt habe ich mir sein Herz erobert. Er hängt an mir wie eine Klette und ist eifersüchtig auf alle Welt. Ich muß ihm viel von seinem und deinem Großvater erzählen, und was er dann darüber sagt, ist nicht polnisch, sondern echt deutsch. So hoffe ich denn, daß er ein echter Illersdorfer wird, trotz seiner polnischen Mutter.

Er will absolut Offizier werden, und daß Hardi ihm sofort zustimmte, ist die Brücke zu seinem Herzen gewesen.“

Hardis Brief aber lautete: „Einen Gruß aus der schlesischen Heimat sollst Du haben, kleine Emmy, und Dank dafür, daß Du mich im Walde von Villeneuve so energisch unter den Arm gepackt hast. Es ist so schön, wieder daheim zu sein!“

Als ich diese beiden Briefe las, wurde ich so recht von Herzen froh; denn ich dachte bei mir: Ja, es ist schön, wieder daheim zu sein und die eigene Scholle unter den Füßen zu haben!

Und die Briefe wurden immer frischer und fröhlicher im Laufe der Zeit, so daß ich es aus jeder Zeile herauslesen konnte, Elisabeth und Hardi sind nun wirklich in Illersdorf daheim. Der alte Mähdorf war abgegangen, hatte sich in Illersdorf ein Altenteil gebaut und residierte nun dort, stolz auf seinen jungen Herrn, der nun doch noch ein Landwirt geworden war, an dem er seine helle Freude hatte.

Nun bewirtschaftete Hardi das Gut ohne Inspektor. „Ich muß wirkliche Arbeit haben“, schrieb er mir, „und mir geht es mit der Landwirtschaft wie dem Taucher. Je tiefer er zum Meeresgrunde kommt, desto mehr findet er. Je inniger ich mich mit meiner Heimatsscholle beschäftige, desto mehr finde ich an ihr und in ihr für mich.“

Ueber die Kinder hörte ich auch oft. Karl war ein begabter, liebenswürdiger Junge, der an seiner Tante Elisabeth mit leidenschaftlicher Liebe hing und seinem Vater, seitdem er wußte, wieviel Leid dieser durch seine Mutter einst gelitten, alles an den Augen abzusehen versuchte. Hedwig, wie man sie fortan deutsch nannte — die kleine Jadwiga hatte darum gebeten, — stand ihrem Vater ganz besonders nahe. Elisabeth nannte sie immer seinen kleinen David, weil sie ihn, wenn er trübe Stunden hatte, mit einem Liede aufzuheitern verstand. Das war oft nötig; denn Hardi hatte oft trotz aller Arbeit trübe Stunden; er konnte Jadwiga nicht vergessen. Er liebte sie immer noch und hoffte noch auf ihre Rückkehr.

Elisabeth schrieb es mir, und sie schrieb mir auch: „Emmy, Du kommst so oft in die Fremde. Wenn Du sie findet, bringe sie uns. Wenn sie auch noch so elend und verkommen wäre, sie soll auf Illersdorf ein Heim finden. Hardi hängt immer noch an ihr in unwandelbarer Liebe und sieht in ihr die Mutter seiner Kinder. Mich ärgert diese Liebe oft, und ich möchte sie als erbärmlich schwach hinstellen. Und doch rührt sie mich. Eine Liebe, die sich immer gleich bleibt, die sich nie verbittern läßt, ist doch wohl die größte Liebe, die es auf der Welt geben kann“.

„Wenn ich doch nur Jadwiga fände!“ dachte ich seufzend, und so oft mich mein Weg in die Fremde führte, forschte ich nach ihr, aber immer vergebens.

Nur von dem Wöhliger hörte ich. Man hatte ihn in Amerika gesehen und erzählte Wunderdinge von ihm. Jadwiga war aber nicht mehr bei ihm. Eines Tages bekam ich einen Brief von einer mir befreundeten Mitschwester, die als Oberin einem Schwesternverein im Auslande vorstand. Sie bat mich, sie auf einige Monate zu vertreten, da sie sich sehr elend fühle und operiert werden müsse. Obgleich ich mir fest vorgenommen hatte, derartige Vertretungen stets abzulehnen, brachte ich es diesmal doch nicht über das Herz, sondern schickte ihr eine Zusage, und acht Tage später saß ich schon an ihrem Schreibtisch und wurde wieder „Frau Oberin“ genannt.

Mit dem Schwesternverein waren ein Siedenhaus und eine Krankenanstalt für Unbemittelte verbunden. Im Siedenhaus wohnten alte Leuten, die sich müde gearbeitet hatten im Lebenskampfe und nun allein in der Welt standen und im Siedenhaus gegen geringe Vergütung ein Heim hatten, in dem für sie gesorgt wurde. In der Krankenanstalt waren nur sogenannte Klassenpatienten, Kranke, die von den Rassenärzten geschickt wurden und für die die Krankenkasse oder auch irgend ein Verein für Wohltätigkeit bezahlte. Außerdem hatten wir auch fünf Freibetten für „Heimatlose“ darin.

Eines Tages wurde eines dieser Freibetten von einer todkranken Frau eingenommen, die ohnmächtig auf der Straße zusammengebrochen war und uns von der Rettungswache gebracht wurde.

Die Schwestern badeten sie, zogen sie sauber an und brachten sie dann zu Bett. Ich hatte nun zwar in diesen Krankensälen garnichts zu tun, aber ich ging doch manchmal durch dieselben, wenn ich nach den Schwestern sehen wollte.

„Wir haben eine merkwürdige Patientin. Sie spricht eine Sprache, die ich noch nie gehört habe“, erzählte mir die junge Saalschwester, „wollen Frau Oberin nicht einmal mitkommen?“

Natürlich ging ich mit ihr, und sie führte mich an das Bett der Kranken.

„Ach, mein geliebter Gott!“ stöhnte diese qualvoll auf polnisch.

„Das ist ja polnisch“, rief ich überrascht und trat näher an das Bett heran; da aber fuhr ich fast zurück; denn vor mir lag in wilden Fieberphantasien, die Augen mit stierem Ausdruck ins Leere gerichtet, zu einem Skelett abgemagert und ergraut — Jadwiga.

Erschüttert blickte ich auf die Kranke. So lange hatte ich sie vergeblich gesucht. Mußte ich darum diese Vertretung annehmen, um sie hier zu finden? War es nicht wie ein Wunder? Wehmütig betrachtete ich sie.

„Schwester Marie, hatte die Kranke keine Papiere?“ fragte ich leise.

„Garnichts, Frau Oberin“, nur einen angefangenen Brief an ihren Mann“, erwiderte die Schwester betrübt, „auch eine Namen- und Heimatlose!“

„Nein“, sagte ich ernst, „weder namen- noch heimatlos. Ich kenne die Kranke und werde sofort an die Familie schreiben. Eine unglückliche Frau ist es, und ich werde mit dem Chefarzt sprechen. Ich möchte sie in das Privathaus haben.“

Schwester Marie sah mich mit großen Augen an, aber sie wagte nichts zu fragen, und das war mir lieb. Es ist manchmal doch ganz gut, wenn man Respektsperson ist.

Am Abend sprach ich erst mit dem Chefarzt. Ich erzählte ihm alles und bat mir die Kranke für unser Schwesternhaus aus. Er wollte erst nicht recht daran. Als ich ihm aber erklärte, ich wolle gern mein Schlafzimmer für sie hergeben, da hatte er nichts mehr dagegen, und schon am nächsten Tage siedelte Jadwiga in mein Schlafzimmer über, und ich nahm sie in Pflege.

Sie merkte freilich nichts davon; denn sie fieberte sehr und wußte nichts von ihrer Umgebung. An Hardi hatte ich nur geschrieben: „Jadwiga bei mir, hoffnungslos krank; komme mit den Kindern her! Bis jetzt ohne Bewußtsein.“

Und 36 Stunden später kniete Hardi Illersdorf an Jadwigas Bett. In meinem Zimmer aber hing die junge Hedwig schluchzend an meinem Halse, und am Fenster stand Karl Illersdorf und biß die Zähne fest aufeinander, ob vor Schmerz oder vor Zorn, das konnte man nicht unterscheiden.

Hardi war merkwürdig ruhig. „Daß ich sie nur wiederhabe, ist schon ein Glück“, sagte er leise und blickte so liebevoll auf die Kranke, als hätte sie ihm nie weh getan im Leben.

Nach zwei Tagen verringerte sich das Fieber, aber es stellte sich eine Schwäche ein, die uns das Schlimmste befürchten ließ. Hardi war garnicht von Jadwiga fortzubringen. Tag und Nacht war er auf dem Posten und pflegte sie wie eine ausgelernte Schwester. Es ist merkwürdig, wie die Liebe doch auch da die beste Lehrmeisterin ist.

Am fünften Tage schlug Jadwiga plötzlich die Augen auf und blickte klar um sich. Als ihre Augen auf Hardi fielen, nahmen sie den Ausdruck des Entsetzens an. Sie stöhnte tief auf und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Leise ging ich hinaus.

„Tante Emmy, sage mir, wird Mutter noch einmal zu sich kommen?“ fragte mich Hedwig zaghaft.

„Ja, ich glaube, sie ist es schon“, erwiderte ich leise.

„Dann will ich zu ihr. Ich will ihr sagen, daß ich sie nicht mag, daß ich sie nicht lieben, nicht achten kann, daß ich mich ihrer schäme“, brauste Karl auf und stürmte zur Türe. Ich vertrat ihm den Weg. „Du bleibst hier, Karl! Du hast nicht das Recht, Deine Mutter zu richten!“ sagte ich ruhig. „Mische Du Dich nicht hinein! Laß Deinen Vater allein bei der Kranken!“

Karl sah mich zornig an. „Ich kann nicht so fein wie der Vater“, murmelte er.

„Das ist Dein polnisches Blut“, erwiderte ich ruhig. „Das braust auf wie Champagner und läuft über wie dieser. Junge, ich fürchte, Du wirst nie ein Deutscher.“

„Sag das nie wieder, Tante Emmy. Du beleidigst mich! Ich bin deutsch, trotz dem Polenblut in mir, das werde ich Dir beweisen!“

Ich wollte ihm sagen, daß Bismarck ja sogar uns Deutschen ein wenig Polenblut für Begeisterung und Vaterlandsliebe gewünscht haben soll, aber ich kam nicht dazu. Die Türe des Krankenzimmers öffnete sich, und Hardi stand auf der Stelle. „Kommt, eure Mutter stirbt!“ sagte er mit bebender Stimme.

Hedwig stürzte zu ihm hin und faßte seine Hand. Karl rührte sich nicht von der Stelle.

„Karl“, sagte ich leise, „Dein Vater ruft Dich, er braucht Dich.“

Karl sah mich einen Augenblick trotzig an, dann beugte er den Kopf und ging leise in das Zimmer. Ich schloß leise die Türe, den Augenblick sollten sie ganz alleine haben.

Nach ein paar Minuten rief mich Karl. Er sah leichenblaß aus.

Ich trat an Jadwigas Sterbebett; sie versuchte, mir die Hand zu geben, und ihre Lippen bewegten sich, als ob sie mir etwas sagen wollte. Ich beugte mich tief zu ihr hinab. „Hab Dank“, flüsterte sie leise, „Gott ist doch gut!“

Dabei wanderten ihre Augen von Hardi zu Hedwig und blieben dann auf Karl haften. Sie winkte ihm, er kniete am Bett nieder. „Sei immer treu“ — „Deutsche Treue“, flüsterte sie. Es war fast wie ein Hauch.

Dann schloß sie wie geblendet die Augen, griff nach Hardis Hand und umklammerte sie, seufzte tief auf und reckte und dehnte sich ein wenig; dann stand das Herz still. Weinend warf sich Hardi über die Tote. Hedwig umklammerte ihren Vater in zärtlicher Liebe. Karl sah mit düsterem Blick auf die Tote, ich nahm ihn an der Hand und führte ihn in mein

Zimmer. „Karl“, sagte ich weich, „es war Deine Mutter, und der Tod söhnt aus.“

Da warf sich der große Junge in unbändigem Schmerz auf das Sofa und schluchzte zum Erbarmen. Er dauerte mich. Ich verstand, wie er litt. Er war eine stolze Herrschernatur, und der Gedanke an seine Mutter demütigte ihn.

„Karl! Junge! Laß mich Dir etwas sagen! Sieh, Dein Vater liebt deine Mutter doch sehr, und sie war doch auch einst sein Glück. Vergiß das nie!“ sagte ich herzlich.

„Ja, er hatte sie geliebt, und sie hat ihn zu Grunde gerichtet, hat ihn elend gemacht, uns Kinder und ihn verlassen. Tante Emmy, ich kann nicht anders denken, ich fasse Vaters Liebe nicht!“

„Weil Du nicht weißt, was Liebe ist“, erwiderte ich leise.

„Wo man nicht mehr achten kann, kann man auch nicht mehr lieben“, gab er mir zur Antwort. „Ich wollte, Tante Elisabeth wäre meine Mutter!“

„Nun, sie ist es ja“, sagte ich lächelnd.

„Ja, Gott sei Dank, sonst wäre ich verkommen“, stieß er hervor. „Sonst wären wir heimatlos. Wie kann ich ihr je die Schuld abtragen!“

„Indem Du ein tüchtiger Mann wirst, ein Schlesier“, erwiderte ich. Er nickte stumm, reckte sich hoch auf, und seine Augen blitzten mich an. „Ein echter Illersdorfer will ich sein, sonst nichts“, sagte er stolz.

„Das genügt“, meinte ich und freute mich innerlich an ihm. Es war doch Rasse in ihm, und das Polenblut schien mir gerade kein Unglück für ihn zu sein. —

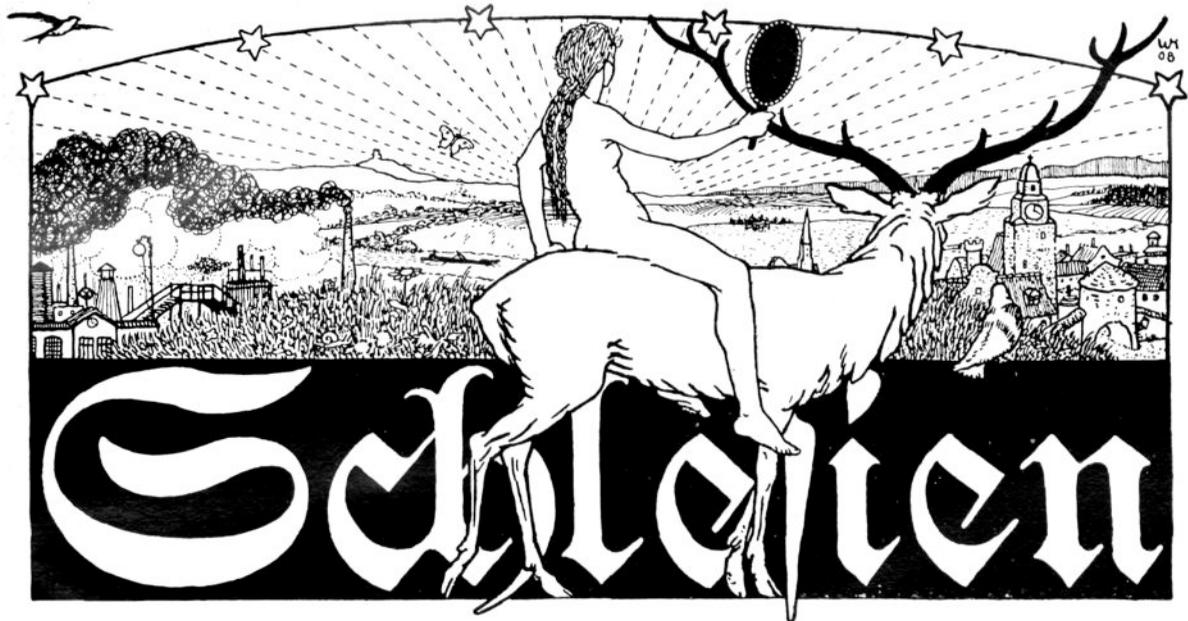
Am nächsten Tage haben wir Jadwiga begraben. Hardi wollte sie erst nach Illersdorf bringen, aber wir haben es ihm ausgeredet. So ist Jadwiga denn da unten auf dem hübschen kleinen Friedhof beerdigt worden, und der junge Pfarrer hat für uns Lebende ein paar liebe Worte über die Liebe, die kein Wasser auslöschen kann, gesprochen. Ich hatte den Text ausgewählt, und Hardi war damit einverstanden. Karl aber meinte beim Abschied: „Tante Emmy, solche Liebe gibt es wenig auf der Welt. Ich glaube, ich werde sie nie haben.“

„Abwarten“, erwiderte ich.

Und dann schieden wir.

Seitdem sind Jahre vergangen. Es sind ein paar Monate her, da habe ich meine Illersdorfer wiedergesehen, Elisabeth ganz grau geworden, aber mit einem lieben Ausdruck in dem Gesicht, der es jedem sagt: „Ich habe Frieden gefunden“, — Hardi, frisch und stattlich, froh, wieder „daheeme“ zu sein.

(Schluß folgt)



Zur Psychologie der Schlesier

Von Elje Croner in Berlin

Die charakteristische Eigenart der Bewohner eines Gaues oder einer Provinz richtet sich vorzüglich nach Mischung, Klima und Geschichte des Landes.

Bei den Schlesiern kommt wie bei allen Grenzbewohnern noch ein vierter Faktor hinzu: die politische Lage. Es gibt im südöstlichen Zipfel der Provinz Schlesien ein kleines Dorf, an dem die drei Kaiserreiche Europas aneinandergrenzen, so daß man mit einem Fuße in Rußland, mit dem anderen in Oesterreich oder Deutschland stehen kann. Diese eigentümliche Lage des Einklemmtseins zwischen zwei fremden Reichen hat trotzdem niemals vermocht, das Deutschtum in Schlesien zu verdrängen, wie dies etwa in anderen Grenzländern, z. B. in Lothringen oder Posen, der Fall ist. Der Schlesier ist deutsch, urdeutsch, in seiner Gesinnung und in seinem Empfinden. Alle fremden Elemente, die von der österreichisch-schlesischen und böhmischen Grenze einerseits und von der polnisch-russischen Grenze andererseits eindringen, hat der Schlesier mit seltenem Geschick in sich aufzunehmen und zu assimilieren verstanden. So ist trotz des ständigen Zuflusses von der Grenze, trotz der vielen slavischen Elemente der Charakter des Schlesiens unbeeinflusst geblieben. Oberflächliche Beurteiler, die Land und Leute nur von der Durchreise kennen, behaupten

zwar oft, daß man links von der Oder eine Hinneigung zu Wien spüre, österreichische und ungarische Weine bevorzuge, in kommerziellen und wissenschaftlichen engen Beziehungen zu Oesterreich stehe, ja, daß ganz Schlesien eigentlich Oesterreich-Schlesien wäre, das nur durch den Geniestreich Friedrichs des Großen par force und nicht der inneren Natur nach preußisch geworden sei. Bei eingehender Beobachtung des Volkscharakters wird man sich sehr bald vom Gegenteil überzeugen. Wenn der Schlesier irgendwohin neigt, dann ist es nach Berlin und nicht nach Wien. Mag der Westschlesier Wiener Küche und Ungarweine lieben; mag der Oberschlesier in seiner harten Aussprache die Berührung mit der polnischen Mundart erkennen lassen: Herz und Kopf sind darum doch unverfälscht preußisch geblieben, national, von Grünberg bis Oberberg, von den Sudeten bis zu den Ausläufern des polnischen Landrückens. Ueberhaupt ist die bedingungslose Treue, die nationale ebenso wie die persönliche, ein Hauptcharakteristikum des Schlesiens. Winkelzüge und Verschlagenheit, Berechnung und List sind ihm fremd.

Je reicher und von der Natur bevorzugter ein Land ist, desto lässiger und indolenter pflegt die Bevölkerung zu werden. In süd-deutschen Gebieten begegnet man häufig einer

Landbevölkerung, die ob ihrer Einfältigkeit geradezu verblüfft. Der Boden gibt dort guten Ertrag, das Land ist sonniger, geschützter und der Unterhalt leicht. Da werden die Menschen schlaffer, stumpfer. Sie reagieren nicht leicht auf ungewohnte Anregungen und Reize. Anders der Schlesier. Sein Land ist rauh, sein Erwerb schwer. Zwar verfügt seine schlesische Erde über reiche, kostbare Schätze; aber es sind düstere Kleinodien, die nur in harter Arbeit, bei äußerster Anstrengung gewonnen werden können; all seine Kraft, mitunter sein Leben muß er einsetzen, um sie an das Tageslicht zu fördern. Im tiefen unterirdischen Schacht als Bergmann die schwarzen Diamanten zu Tage zu fördern, ist freilich kein so leichter und fröhlicher Beruf wie Weinbauen; aber die mühsame und gefährvolle Lebensarbeit stählt den Menschen und verleiht ihm ein sittliches Uebergewicht.

Nirgends verknüpfen sich Industrie und Landwirtschaft wohl so innig wie in Schlesien. Die große Anzahl von Magnaten, Großgrundbesitzern ist typisch für Schlesien. Sie stehen fast alle irgendwie mit der Industrie in Verbindung, besitzen Kohlengruben oder Brennereien und Fabriken. Sie wollen nicht nur den Landedelmann spielen, sondern sind entweder selbst tätige Landwirte oder treiben voll Fleiß eine Industrie. Müßiggänger, die nur den Beruf oder ein Diplom als Aushängeschild haben, gibt es in Schlesien fast gar nicht; Müßiggang nicht, aber auch keinen Reichtum. Bedauerlich ist, daß so viele Schlesier, die ihren Reichtum schlesischem Grubenbesitz, schlesischer Erde verdanken, die Scholle verlassen und fortziehen. Wer Schlesien wirklich

liebt, sollte mehr Bodenständigkeit beweisen; die Wurzeln unserer Kraft liegen im Heimatboden, und Schlesien kann an landschaftlichen Reizen sich mit jeder anderen Provinz messen.

Aber nicht nur der Bergmann und der Landmann haben den Schlesiern den Stempel der Eigenart aufgedrückt; vielmehr noch ist die geistige Richtung typisch, eigenartig. Der Schlesier liebt das Debattieren und Diskutieren. Er will seine Gedanken in Worte gefaßt sehen. Von allen Künsten ist ihm die Dichtkunst die vertraueste; viele deutsche Dichter alter und neuer Zeit sind Schlesier. Von Opitz bis Hauptmann geht eine verborgene Kette, deren Gliederung eines besonderen Studiums wert ist. Der Schlesier liebt Poesie und Märchen; in den Spinn- und Webstuben der Riesengebirgsdörfer wurden neben den weißen Linnenfäden die bunten Rübzahlagen gesponnen, erfunden und gesponnen aus der begeistertsten Liebe des Schlesiern zu seinen Bergen.

Weit über die schlesischen Grenzen hinaus kennt man heut die Schönheiten dieses Landes, seine alte Kultur, seine Pfaffenburgen, seine romantischen Schloßruinen, seine schattigen Wälder und seine alpine Berglandschaft mit der Knieholz-Region, dem ewigen Schnee oben in den Gruben und der absoluten Höhenginsamkeit. Wer sich aber mit dem Charakter der Bevölkerung beschäftigt, wird bestätigt finden, daß er das beste Naturerzeugnis schlesischer Erde ist, wie seine Berge so fest und treu, wie seine Winde so rauh und kräftig, wie seine Kohlen so wertvoll und werterschöpferisch, wie seine Rübzahlagen so naiv, poesievoll und schlicht.

Lichtenabend

Vum Himmel foll'n de arschten weechen Flocken,
Glei giebt a guder Schläsier „zum Rocken“,
„Zum Lichten“, wie ma heutzutage soat.
Beim Nupper sein mer infer dreie, viere,
Broatäppel zischen lustig ei der Niehre,
Schien knusprig gulddraun, 's ies der reene Stoat!

Au siß mer hibsch beisomm' und tischkerier'n
Und machen Pulitik und räsonnier'n,
Die Freedten teel'n mer treulich und es Leed.
De Weibla regen ihre flinka Hände,
Doas Singa, Plaudern, Lacha nimmt kee Ende,
Und 's ies halt schläsiße Semittlichteet.

*) Sollte schlesische Bezeichnung für Ofenwinkel.

Der Wind, ar heult und pfefft im olle Ecken
Nu kluppt ar goar on's Fenster, wiel ins necken,
Ar pucht und klirt, — mer machen ins nicht draus;
Hier ei der Hölle*) proffeln lust'ge Flommen,
A Brinkel nehnder ricken mer zusommen
Und lachen od da kleenen Wildfang aus.

De Kinder hocken stille bei a Fenstern
Und pißchern wos vu Geisern und Gespenstern;
Do flüht vorbei a lichter, guldnr Schein.
Flint ies a numder ieber Thol und Siegel.
— Eb's nich verlechte gor de guldnen Fliegel
Vum lieben Christuskindel kennden sein?

Ein schlesischer Sonnenuhrtechniker

Von Johann Micleit in Liegnitz

„Sumus umbra“ — „Wir sind Schatten“; das ist das Motto einer bemerkenswerten Sonnenuhr, die an der Südseite eines alten Schlosses bei Tabor in Böhmen steht. „Wir sind Schatten!“ Darunter an dem Sandsteinpiedestal ist eine Frau in mittelalterlichem Basrelief dargestellt, die knieend im Gebet die Hände gen Himmel hebt. Dieses Basrelief ist auf der Mitternachtsseite der Säule eingemeißelt, nach dem Hause zu, wo die Sonne es nur im Reflex von den Fenstern des Schlosses treffen kann. Unwillkürlich fiel mir die Inschrift der eben erwähnten Sonnenuhr ein, als ich einen Blick auf eine Karte mit folgendem Aufdruck warf: Sonnenuhren in jeder Größe und Form, der Neuzeit und Beschaffenheit des Standortes entsprechend, werden in mathematisch-astronomischer Konstruktion genau ausgeführt von Richard Münzky, Sonnenuhrtechniker in Bunzlau in Schlesien.

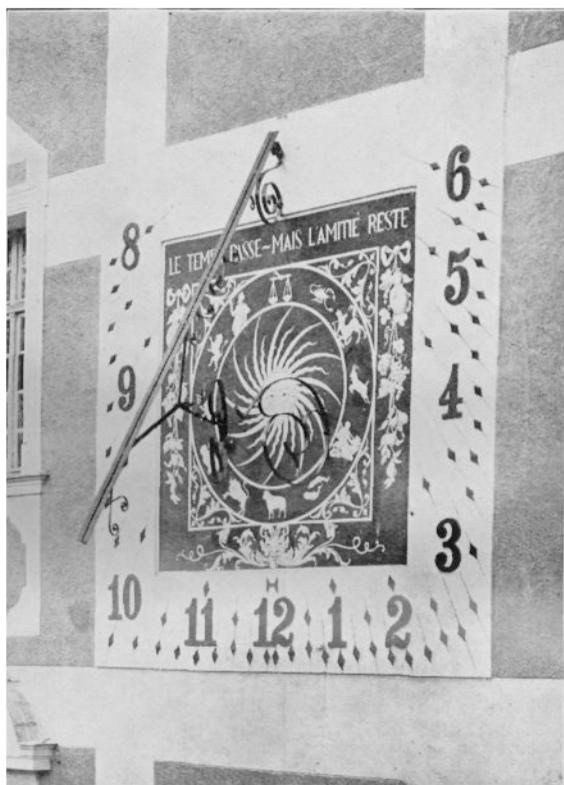
Ich hatte schon Verschiedenes von Sonnenuhren gehört und gelesen, auch manche Sonnenuhr gesehen und als Kind einmal eine Sonnenuhr primitivster Art aus einem Brettchen mit darauf aufgestelltem Stäbchen zu konstruieren versucht, aber ein Mann, der sich ausschließlich mit der Herstellung von Sonnenuhren in der Zeit der Präzisionstechnik und der Glashütter Uhrenfabrikation befaßt, war mir doch etwas ganz Neues. Ja, früher, als es noch keine Chronometer mit Rädern, Gewichten, Pendeln oder Federn gab, oder die Kosten für einen solchen Apparat nicht für jeden zu erschwingen waren, mußte man sich freilich mit Sonnenuhren behelfen, und über ihren Bau sind gelehrte Werke und Abhandlungen mit komplizierten Formeln geschrieben worden. Aber heute? Ist denn

jetzt noch ein Bedürfnis für Sonnenweiser vorhanden? Fast scheint es so; denn das könnte die Existenz eines Sonnenweiser-Fabrikanten beweisen, der von der Unentbehrlichkeit seiner Idee vollständig eingenommen ist. Dabei fühlt er sich als freier Künstler und zieht das mit diesem Berufe so oft verbundene kümmerliche Fortkommen einem auskömmlichen Dasein bei geregelter Tätigkeit vor. Meinem Zweifel an der Behauptung, daß der alte Gebrauch von Sonnenuhren jetzt — und zwar mit vollem Recht, wie er sich ausdrückt — wieder eine größere Beachtung zu erfahren beginne, begegnete er mit einer längeren Auseinandersetzung über den Wert der Zeitbestimmung durch Sonnenuhren. Hören wir einmal, in welcher Weise der Mann, den man für einen Schwärmer halten könnte, für seine Lieblinge pladiert:

„Die Sonnenuhr hat bei vernünftiger Einschränkung in Verbindung mit guten Uhren einen sehr hohen Wert für alle die Lebens-

verhältnisse, in denen man nicht öfter eine Kontrolle für die Angaben der Taschenuhren und der Pendeluhr, wie z. B. durch das Zeitsignal eines benachbarten Telegraphenamtes, der Eisenbahn oder der Reichspost erlangen kann. Selbst sehr gute Taschenuhren erleiden in längeren Zeiträumen Summierungen von Abweichungen von der Richtigkeit, die während einer Woche sehr leicht eine halbe Minute übersteigen, also in drei bis vier Wochen auf zwei bis drei Minuten anschwellen können. Hiergegen kann eine Sonnenuhr eine gute und zuverlässige Sicherheit gewähren.“

Und unser Sonnenuhrfabrikant ist auch in der Lage, eine Empfehlung eines namhaften



phot. Gebauer in Bunzlau
Sonnenuhr am Schlosse des Grafen Hochberg in Halbau



phot. Gebauer in Bunzlau

Sonnenuhr auf einem Baumstumpfe
auf dem israelitischen Kirchhofe in Bunzlau

Gelehrten, des früheren Direktors der königlichen Sternwarte zu Berlin, Geheimen Ober-Regierungsrats, Professors Dr. Wilhelm Foerster, vorzulegen. Dieser schreibt ihm:

„Herr Munzky wünscht von mir eine Fürsprache, um Rat und Förderung zu empfangen bei der Anfertigung von Sonnenuhren, für die er offenbar durch sein mathematisches und technisches Talent gute Grundlagen besitzt. Ich erfülle seinen Wunsch hiemit, indem ich zugleich meine Ansicht ausspreche, daß geeignete Sonnenuhren auch jetzt noch und gerade in Verbindung mit dem sonstigen Uhren- und Verkehrsweisen für die Bewohner von kleinen Ortschaften und vereinzelt gelegenen Städten eine große praktische Bedeutung haben können.“

Die Autorität dieses Mannes muß mich überzeugen, und ich bin überzeugt, daß die Sonnenuhr neben einem praktischen auch noch einen kulturellen und ästhetischen Wert haben kann, wenn sie mit einem gewissen künstlerischen Geschmaek angelegt ist. Aber daran zweifle ich doch, daß die „Sonnenuhrtechnik“ heutigen Tags noch ihren Mann nähren kann, und sie hat ihn wohl auch noch niemals ernährt. Die geringe Verbreitung der Sonnen-

uhren liegt an dem mangelnden Verständnis über ihren Wert, so meint Herr Munzky. Er will aber weiter für seine Ansicht kämpfen und — auch weiter darben. Ein originelles Genie, wie es mehrere in der Stadt gegeben hat, die durch den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitz von Boberfeld (dessen Todestag sich am 20. August zum 270. Male jährte), nicht minder aber auch durch das vorzügliche braune Topfgeschirr in aller Welt bekannt geworden ist.

Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts lebten in der Töpferstadt zwei besonders interessante Männer; es waren dies der Weber Hüttig, den man Astronom und Geograph nennen könnte, und der Tischler Jacob. Beide wurden von vielen Gelehrten und Weltreisenden besucht und geehrt. Ganz begeistert schreibt der damalige amerikanische Gesandte in Berlin, Adams, der spätere Präsident der Vereinigten Staaten, über einen Besuch bei diesen beiden Tausendkünstlern, den er ihnen gelegentlich einer Reise nach Hirschberg abgestattet hat. Martin Opitz hat schon seinerzeit seine Vaterstadt, „die erzieherinn vieler stattlichen, berühmten Leute“ genannt. Der Weber Hüttig besaß ein außergewöhnliches mechanisches Talent, das er auf geographische, astronomische und historische Gegenstände anwandte und Staunen erregte. Leider sind keine der von ihm konstruierten Kunstwerke der Nachwelt überliefert worden. Sie wurden durch eine Feuersbrunst zerstört. Der Tischler Jacob hat in siebenjähriger, mühevoller Arbeit ein mechanisches Kunstwerk konstruiert. Es ist die sogenannte Singuhr, in welcher mittelst einer Art von Uhrwerk eine Menge etwa 50 cm hoher Puppen auf einem Gerüst, das einer modernen Drehbühne im Theater gleicht, in Bewegung gesetzt wird, während auf einem Saiteninstrument fromme Weisen gespielt werden. Die Figuren stellen in verschiedenen aufeinanderfolgenden Szenen das Leiden und Sterben Christi dar. Die sehr zusammengesetzten und bestimmt hervorgebrachten Bewegungen erregen das Staunen jedes Beobachters. Dieses Werk ist erhalten und, nachdem es verschiedentlich die Besitzer gewechselt hat, jetzt Eigentum der Stadt Bunzlau (Abb. 2. Jahrg. S. 534).

Der „Sonnenuhrtechniker“ Munzky ist ein ähnliches Genie, das auch einem nicht alltäglichen Ziele nachjagt. Von seiner Wirksamkeit herrührend, sieht man in seiner Vaterstadt die vielen Sonnenuhren, an Gebäuden, auf besonders errichteten Säulen, auf Baumstümpfen, an Straßen und in Gärten angebracht und in allerlei wechselnden Formen ausgeführt. Er konstruiert sogar transportable Sonnenweiser

mit transparenten Zifferblättern. Die beste Arbeit Munzky's ist die Rekonstruktion einer uralten an der katholischen Stadtpfarrkirche befindlichen Sonnenuhr von riesigen Mäßen, die mit folgender lateinischen Inschrift versehen ist: „Hora fugit mors venit umbra transit lux manet,“ frei übersezt: „Jede enteilende Stunde, die bringt uns näher dem Tode, und in dem Wandel der Zeit bleibt uns das ewige Licht.“

Den Gegensatz zu jenem oben genannten Motto: „Sumus umbra“ bildet ebenso treffend, kurz und schön das in der fröhlichen Stadt Nizza an der St. Philipps-Kathedrale angebrachte. Es lautet: „Sine sole sileo.“ Ein glücklicher, lebensfroher Gedanke: „Ohne Sonne bin ich stumm.“ Nizza ist ja überhaupt reich an Sonne und Sonnenuhren; an einer anderen Uhr lesen wir: „Non numero horas, nisi serenas.“ „Ich zähle nur die heiteren Stunden,“ einen Spruch, den man auch in Berlin auf einem Holzplaz in der Albrechtstraße und im Park des dem verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen gehörigen Schlosses Klein-Glienicke bei Potsdam fand.

Auf einer Sonnenuhr im Kloster von St. Cimies, ebenfalls in Nizza, steht die wohlgemeinte Weisung: „Scis horas, nescis horam.“ Dem Sinne nach übersezt, heißt das ungefähr: „Bete und bange nicht!“ oder „Bete und arbeite!“ oder „Bage nicht und zähle nicht!“

Je mehr wir nach Norden kommen, um so weniger sonnig werden die Sonnenuhren, und um so düsterer klingen die Mahnungen ihres Mottos.

In Cannes finden wir: „Irrevocabilis hora,“ „O unwiderrufbare Zeit!“ „Fugit hora, ora!“ „Es flieht die Stunde — bete!“ ist eine öfters vertretene Mahnung der Schattenuhr. Recht im Gegensatz dazu steht: „Zeit ist Geld“, „Time is money,“ ein echt „importierter“ kaufmännischer Wahlspruch.



phot. Gebauer in Bunzlau

Sonnenuhr an der katholischen Kirche in Bunzlau

Die stumme Beredbarkeit der Sonnenuhr lehrt uns den vielseitigen Inhalt der Zeit erkennen: Licht und Schatten, Ruhe und Arbeit, Freude und Trauer, Besitz und Zerfall des Lebens, gegenwärtige Wirklichkeit neben dem unvermeidlichen und doch so unwirklich erscheinenden Endziel, dem Tode in seiner Unabwendbarkeit, die Vergangenheit und die Zukunft. Alles dieses verkündet uns ergreifend und unwiderruflich der vorrückende Schatten des Sonnenweisers und zeigt wie mit langem Finger die Vergänglichkeit; alles sagt uns: „Zeit ist mehr als Geld.“

Der eiserne Ofen

Von Hermann Thielscher-Oderwald in Ohlau

Doktor Baum hatte in der Eisenhandlung des Städtchens einen Weihnachtseinkauf zu machen: Schlittschuhe für seinen Jüngsten. Als er das Geschäft eifertig besorgt hatte, — denn er war ein viel beschäftigter Arzt, — begrüßte ihn ein altes, ärmlich gekleidetes Landweib.

„Schien guden Tag ooch, Herr Dukter!“

Er war von kleiner Statur und mußte an der Alten, die ihn trotz des vom Alter gekrümmten Rückens überragte, hinaufsehen. „Ach, die Mutter Hawlitschken!“ sagte er jovial und gab ihr die Hand. „Na, ist der linke Flügel wieder gefüge?“

„Nee,“ klagte sie und rückte sich die Brille zurecht, „immer noch nich. 's is Jhn halt

zu kalt ei meiner Stube, 's is nich menschenmöglich, daß ma 's Reizen lus wird. Der Bauer läßt mer doch amal a Ofen nich machen, uf's Elliegerstübel is halt immer nisch übrig. Aber jekund ha ich's dicke, ich ha meine Sparfennige zusammengekrakt und hull mer heute a eisern Oefchen fürsch egne Geld. Weger mir, da hätt's freilich noch gemucht gihn; aber 's is mer ei der Hauptsache um's Kind. Dam arme Dingel möchte ja de Seele im Leibe derfrieren bei der Kälde!"

„Ja, was denn für ein Kind?“ fragte der Arzt verwundert, „wo haben Siedenn das her?“

Die Alte fuhr sich mit dem Kopftuchzipfel unter die Brille. „Ach, Sie wissen wull noch garnich, Herr Dukter, daß mer meine Allwine gesturben is? 's lekte vo meinen neun Kindern?“

Der Arzt verneinte und drückte ihr die Hand.

„Ja ja, 's trifft een schwer!“ jammerte die Alte. „Alle Kinder muß ma begraben, und ma is reif wie anne teege Birne und lebt und lebt. Und jeke ha ich gar noch der sällige Allwine ihr Kind zu mer genummen, 's Iderle, und ich ha selber nischte zu brechen und zu beißen. Aber ich ha's nich gemucht beim Vater luffen, da mucht's schon gihn gutt oder biese. 's is a sittes betuliches Dingel!“

„Warum konnte das Kind nicht beim Vater bleiben?“ forschte der Arzt.

Die Alte seufzte. „Da muß ich's halt reene-raus sagen: der Vater is zu a versuffner Dingrich, a prutalscher! Meine arme Allwine hoot a ooch bloß zuschande geschlagen, weiter nisch, und mit dem Iderle hätt' a's ooch nich anderscher gemacht.“

Der Arzt merkte auf. „Wie heißt denn der edle Herr, und was ist er denn?“

„Nowak heeßt a und halt aso Arbeiter is a, hier ei der Stadt; ock arbeiten mag a nich.“

„Hm!“ machte der Arzt. „In der Ohlauer Vorstadt wohnt er, nicht?“

„Ju, Herr Dukter.“

„Dann kem' ich den Patron, und dann hab ich auch Ihre Tochter gekannt. — Arme Frau! Und da haben Sie recht, daß Sie dem Kerl das Kind nicht lassen können: unverbesserlicher Trunkenbold. Ich weiß auch, daß er seine Frau gelegentlich geschlagen hat; aber gestorben ist sie an Schwindsucht.“

Die Alte machte eine abwehrende Bewegung. „Gelegentlich tun Se sprechen, Herr Dukter. Nee, nee: immer, wenn a beschmettert heem kam, hoot a se geschlan, und das war alle Tage. A paar Stunden vor ihrem Tode muß a se noch han sibre geschlan; denn se hatte noch de Zeechen dervone uf'm Buckel, und 's Kind sagt's ja ooch. Ueberhaupt, wenn ma das Kind vo der lekte Nacht derzählen hiert, da könnt's een 's Herze imdrehn.“

Der Arzt sah nach der Uhr und überlegte einen Augenblick. Dann gab er seiner alten Schwäche nach: er ließ sich nämlich gern Familiengeschichten erzählen. Nicht aus Neugier. Es eröffneten sich ihm dabei immer neue Tiefblicke in die Menschenseele, und er spannte auch gern sein gutes Herz in den Dienst der tätigen Menschenliebe. „Ein paar Minuten hätt' ich noch Zeit,“ sagte er, die Alte auf die Ladenbank ziehend, wo er sich neben sie setzte, und ihre Hand in der seinen festhielt. „Wenn Sie sich kurz fassen, dann können Sie mir mal Ihr Herz ausschütten. Vielleicht kann ich Ihnen dann irgendwie nützlich sein; etwa, Ihnen Erziehungsgelder zuschauen.“

Die Alte putzte sich erst säuberlich die Nase, dann erzählte sie: „Nu, 's war halt aso: Meine sällige Allwine hoot immer aneene sitte biese Schmerzen uf der Brust gehat, und eh se eis Bette ging, abends, da riech se sich immer mit anner Eireibe ei, die ihr gutt tat. Ei der lekte Zeit warn de Schmerzen ooch uf a Rücken ahingergerückt, und da muß' se de Kleene eireiben. Nu weech ich nich, warsch de Kälde, oder warsch de Eireibe: 's Kind krigte halt sitte ufgesprungne Hände, daß se de Eireibe obscheulich biß. Das tat der Allwine leed, und da erlitt se lieber de Schmerzen. Aber Sinnabendabends, wo se eider Nacht druf storb, de Allwine, da exterten se de Schmerzen extra sibre, und wie der Momm heemkam, da bat se ei der Not den, a möcht' se amal eireiben, wenn se ooch glei sag, daß a wieder an Hieb weg hatte.“

Wie a nu das derbärmliche bißel Mensch aso vor sich sag, da nuschelt' a: „So a Weib hoot ma nu! A Gerippe und a wing Haut dran aufgehängt. Wenn ma wenigstens a Ofen mit Dir anbeezzen könnte, da wärscht De doch noch zu was gutt! Also muß ma frieren ei der Bude, wenn ma heemkimmt.“

Uf die niederträchtige Rede gab de Allwine Widerparte, was suste garnich ihre Mode war. Se sate, se wär'n ja, Gott sei Dank, bale aus'n Wege gihn, — se meente, ei de Erde nei — und wenn a wellte anne worme Stube han, da sellt a fer Hulz surgen und nich 's ganze Geld durch de Gurgel schütten.

Schmeißt der Unflat 's Fläschel samst der Eireibe in a Ofewinkel, daß' kracht und splittert, und prillt se an: „Jetzt reib Dich selber ein, wenns De noch Redensarten machen willt!“ Und hullt aus und schlä't ir mit der flache Hand in da wehtunige Rücken nei, daß se imsanf, als eeb se tut wär'.

„Tu nich aso weechgebaden!“ schnauzt a da, anstatt vernünftig zu werden, hullt an Krug mit eiskaltem Wasser und gißt's ir über

a Kupp und am ganzen Leibe runder. Da kam se freilich flink wieder uf de Füße.

„Sift De,“ lacht a da, „ich kann Lute wieder lebendig machen!“ Hernach schmiß a sich samst a Kleedern eis Bette nei und grölt' sich eens, wie immer, wenn a de Lampe vull hoot: „Wir sind eine freie, geweihte Schar, Geschmückt mit dem schwarzen Kragen.“ Nämlich, weil ar amal bei a schwarzen Huzaren gedient hoot.

De Alwine kroch hiefern eis Bette nei, und 's Jderle kusch' sich an ihre Seite.“

Der Arzt ließ die Hand der Alten los und hieb sich ärgerlich aufs Knie. „Und ich hatt's doch verboten! Das Kind sollte durchaus nicht mit der schwindsüchtigen Mutter zusammen schlafen.“

Die Alte zuckte die Achseln. „Der Vater litt's doch nich bei sich im Bette, und das Kind fürcht'te sich halt doch vor dem Vater. Und kee andres Bette hatten se doch nich.“

Der Arzt seufzte. Die Alte nickte schwer mit dem Kopfe. „'s is halt amal so. Ei der schrecklichen Nacht litt a das Kind nich amal bei sich, gleichewill das Kind, und 's hätte schon gemucht.“

Was mag das arme Mäderle ei der Nacht ausgestanden han! Wie se aso neber der Mutter ligt, die immerfurt zittern tat wie Espenloob, kimmt der Tod und derbarnt sich. Das Kind wußte ja nich, was geschieht, 's hatte aber doch so a Gefühle, daß is was Schreckliches war. „Mutterle,“ ruft se leise, „Mutterle, schnarch doch nich aso!“ Aber die gibt keene Antwort, se zuckt ock immer aso. Da litt's das arme Dingel nich mehr neber ihr im Bette, se schlich zum Vater trotz der Furcht vor 'm und schüttelt' 'n: „Vater, hier ock, de Mutterl schnarcht aso!“

„Udermunterte sich halbig: „Lußjeschnarchen!“

„Vater, ich fürcht' mich aso!“ bitt' das Kind. „Luß' mich bei Dir schlafen.“

„Luß mich ei Ruh'!“ prillt a, „und mach, daß de ei's Bette kimmt, suste helf' ich Dir mit'n Stucke!“

Da kroch se halt wieder zur Mutter zurücke. Die war derweile stille geworden, se tat nich mehr schnarchen. Beruhigt wullte sich das Kind an se anschniegen, wie se's gewohnt war; aber derfroden fuhr se wieder leise aus a Federn. Zuirschte stand se mäuselfille ei der Ecke, 's wurd' ir aber zu kalt, und da zog se sich ganz leise ihre Kleeder an. Daderbeine stieß se an an Stuhl, und der fiel un.

„Was is denn schon wieder?“ schrie der Vater verbußt.

„Ach, de Mutterl is aso kalt!“ gibt 's Jderle zur Antwort. „Ich mag nich mehr im Bette bleiben!“

Dem sei tuslicher Kupp merkt aber immer noch nischte, a lacht sich eens und spricht: „Das is vo der Toofe mit dem kalde Wasser. Du bist wull richtig wieder aus'n Bette gehoockert? Na wart' amal!“

Se hierte, wie a im Finstern nach a Streichhölzern grapschte, da tappt' se ei ihrer Angst nach der Türe, riß se uf und lief naus, ei de kalte Nacht.“

Der Arzt ballte grimmig die Fäuste. „Na warte, Dich werd' ich mir schon mal kaufen!“

„Am andern Mergen,“ fuhr die Alte fort, „wie a sei Weib tut im Bette fand, da beging a 's ganz von selber, da jammert' a de ganze Nupperschaft zusamme. Da hätt' a sich och gemucht a Kupp abreißen weger dem Kinde, das wie verschwunden war. Wenn a nüchtern is, da is ar a ganz andrer Mensch, da is a wie Weechquark.“

Die arme Alwine kunt' a, — ma muß sprechen, Gott sei Dank! — mit dem Gejammere nich mehr munter machen; aber 's Kind fanden se endlich, se zogen's aus der Hundehütte avor, blaugefroren wie anne Flaume. Ja, ei de Hundehütte hatte sich das arme Dingel verkrochen. Und wenn se vo dem Hunde nich awing Wärme abgekrigt hätte, da wärsche wull derfroren. Jetzt uf eemal war das Kind sei liebes Herzepünktel, a brucht'n Gutts mitte und streichelt' und eilt's. Aber das blieb scheu, quengte sich ei de äußerste Ecke und sag ock immerfurt mit weiten Augen de tute Mutter an.

Wie ich a andern Tag mittigs reikam, da war das Mäderle mit der Leiche ganz alleene und verängstigt wie a frisch gefangenes Ratel. Abends kam der Vater beschmettert heem, wie immer. Wie a de Alwine aso im Sarche liegen sag, derfchrak a; ich gleebe, a hatte's im Tufel schon wieder vergessen, daß se gesturben war. Und da stand a und gookelte hin und her und starrte die Leiche mit glasigen Augen an und schüttelte immer aneene mit'n Kuppe. 's kumt' een enterfch werden derbeine. Steht Jhn 's Jderle uf eemal vo der Ritsche uf, hullt der Mutter ihre Prille, — se trug schon als Meedel eene, — und seht s'ir im Sarche uf de Nase! Ich war Jhn ganz kunsterniert; aber das Kind lacht ganz zufriede stille vor sich hin. Wie das der Vater sitt, wird a wie a Kuppertupp, a grefft dam arme Dingel ei de Haare, zudelt se und prillt: „Au Du verknuchter Balg, Du willst wull gar mit der Mutter im Sarche Spoot treiben?“

Und eh' ich's verhindern kann, gibt a ihr an Schups, daß se an de Wand fliegt, aso, daß ich duchte, ihr Köppel meßte ei Stückel springen. Hernach riß a der Toten de Prille vo der Nase und flemte, daß 'n der Buck stieß.

Romisch warsch ja vo dam Kinde, und ich ha's ock mit Mühe rausgebracht aus ir, was se sich derbeine geducht hoot. 's war ir halt garnich, als könnt's ihre Muttel sein, die da im Sarche lag; se kam ir halt fremde für. Und wie se der Vater ooch aso anstarre, als kennt' a se nich, da kam's ir ein, daß ir de Brille fehlen tat, se duchte halt, die gehiert amal zur Muttel. Was halt a Kind für Einfälle han kann! Vor dam Vater wurde ihre Angst immer grisser, se zitterte schon, wenn a se ansag, und da ducht' ich halt, 's is das Beste, wenn ich se mit mer nehme; denn der hätt' se doch amal krüpplich geschlan. Ha ich da nich recht, Herr Dukter?"

Der Arzt billigte nochmals den Entschluß der Alten und versprach, ihr irgendwie zu Erziehungsgeldern zu verhelfen; dann drückte er ihr mitleidig die harte, welke Hand und stand auf. Sein Blick fiel auf den kleinen eisernen Ofen, der neben der Bank stand. „Ist das Ihr Ofen?“ fragte er.

Die Alte bejahte.

„Haben Sie denn jemand, der den Ofen mitnimmt?“

Sie lachte. „Schusterisch Rappen und mei Buckel, das is die Gelegenheit, die ich ha. 's Oeschen is nich gar aso schwer, a paar dreißig Fund, die breng' ich schon noch heem.“

„Na,“ sagte der Arzt zweifelnd, „Sie haben über 'ne Meile zu laufen, da hängt 's an, und die Kälte dazu.“ Er überlegte. „Wenn Sie eine Stunde warten wollen, dann nehm' ich Sie samt dem Ofen mit. Ich hab hier noch zwei Krankenbesuche zu machen und muß dann nach Minkwitz nüber. Da kann ich ganz gut den Weg über Ihr Dörfel nehmen. Wollen Sie?“

Die Alte schmunzelte. „Nu, wenn Se halt und Sie woll'n aso gittig sein, Herr Dukter!“

„Abgemacht!“ sagte er, „Ich fahre hier vor,“ und schlüpfte in seiner flinken Art zur Tür hinaus.

Als sie fast zwei Stunden gewartet hatte, die letzte halbe Stunde in steigender Unruhe, stand sie seufzend auf und sagte dem Kommis, der sie bedient hatte, er möchte es dem Herrn Doktor ausrichten, wenn er wirklich noch käme: sie sei nun lieber gegangen; denn es dunkle bereits, und es würde ihr zu spät und zu finster, wenn sie schließlich doch noch laufen müsse.

Der Kommis bedauerte sie und meinte, es sei unverantwortlich von dem Herrn Doktor, sie so an der Nase herumzuführen. Die Alte aber wehrte ab: „Nee nee, der Herr Dukter is gutt, a sitter Mann muß viel im Ruppe han, der kann leichte was vergessen; am sitten Manne kann doch geschwinde was derchwischer kummen, aso viel verstieh ich schon.“

Und resolut band sie den Ofen in ihr Tragtuch, rüttelte sich die Bürde auf dem krummen Rücken zurecht und schritt getrost in den eiskalten Winterabend hinaus. In der Stadt im Schutze der Häuser war's noch erträglich; aber als sie auf die Oderbrücke kam, fing der steife Nordost an, sie grimmig in Gesicht und Hände zu schneiden. Sie zog ihr Kopftuch über die Stirn, versteckte das Kinn unter dem Halsknoten und bohrte die Hände abwechselnd unter die Jacke. So ging's eine Zeitlang. Wenn nur nicht der Weg so holprich gewesen wäre! Der strenge Frost war unmittelbar auf Tauwetter gefolgt und hatte die tiefen Wagenleiße knochenhart gemacht. Sie knickte bald links, bald rechts mit den Füßen um und wurde schnell recht müde. Mühsam keuchte sie vorwärts gegen den eisigen Wind, der Hauch gefror ihr am Munde, von dem Tuchknoten am Kinn hingen Eiszapfen herunter. Sie hatte ihre Kräfte überschätzt, das fühlte sie nur zu gut. „Du liebe Zeit, mit sechsundsiebzigem uf'm Buckel!“ sagte sie entschuldigend zu sich selbst.

Sie überlegte, ob sie nicht unterwegs noch ein wenig auf den Arzt warten könne; denn er mußte ja denselben Weg fahren. Hier, im Schutze der dicken Kastanie, die am Wege stand, und die etwas Schutz gegen den Wind gewähren mußte. Sie blieb schweratmend stehen, nur eine Minute lang. Da fühlte sie, wie ihr die Kälte über den Leib kroch, an den Beinen empor, bis zur Brust. Es war ihr, als umklammerten sie zwei eisige, harte Hände. und die Finger schnitten ihr tief ins Fleisch. Sie begriff ganz klar, daß sie weiter müsse, unaufhaltsam, daß sie der Winter sonst unbarmerzig töten würde. Die Angst um ihr Leben begann ihr Herz zu jagen, sie raffte alle ihre Energie zusammen.

„Das wär' so was,“ dachte sie, „mit dem eiserne Ofen uf'm Buckel derfrieren! Ich ha gefroren genug ei dam biese Winter, ich will mir die alen Knuchen irsch noch amal urntlich auswärmen, eh' mich der Tod derwisch't.“

Sie malte sich das ersehnte Ereignis, wenn zum ersten Male der Ofen glühen würde, mit satten Farben aus. Dann wollte sie sich den Schemel dicht daneben rücken und sich den kranken Arm behaglich bähnen, dann würden die Schmerzen doch endlich mal aufhören, die sie gerade wieder böse peinigten. Und wie würde das Kind darum herumspringen und jubeln, das liebe Jderle! „Ja, 's Jderle!“ Der Gedanke an das Enkelkind ließ ihr altes Herz schneller schlagen. „Was tät' ack aus dem Dingel werden, wenn ich nich mehr heem kam'! Also hurtig, Mutter Hawlitschen!“

So spornte sie sich selbst an. Es wurde überhaupt schon recht dunkel, und sie mußte noch eine halbe Stunde lang durchalten Kiefernwald, von dem sie immer noch um eine Viertelstunde entfernt war.

Rüstig schritt sie zu. Als sie in den dichten Nadelwald eintrat, atmete sie dankbar auf; denn der Wald fing den eisigen Wind ab; nun würde sie leichter vorwärts kommen. Sie blieb wieder einmal stehen, um ein wenig zu verschnaufen, und nickte zufrieden. „Ich gleebe, 's is garnich aso kalt“, dachte sie, „'s is ack der Wind, derde een aso malträtiert. Zeje is mer nich mehr bange.“

Sie streifte die Eiszapfen vom Kopftuche ab und tippte sich vorsichtig an Nase und Wangen. „Keeneweg derfrozen, gar kee Gefühle nich!“ brummte sie vor sich hin. In dem kranken Arme fühlte sie ein heftiges Zucken und Bohren, und die Füße brannten ihr, als steckten sie im Feuer. Sie wollte trotzdem weiter, da spürte sie ein seltsames Summen in den Schläfen, die Knie zitterten ihr, helle Funken tanzten ihr vor den Augen, sie taumelte. Es war keine Ohnmacht, die sie anwandelte, dazu war sie von zu festem Holz. Sie verlor das Bewußtsein nicht; aber die Schwäche zwang sie doch, sich an den Grabenrand zu setzen.

„Ock a Brinkel“, dachte sie, „ich ha mer doch awing zu viel zugemut', ma is halt doch schon müde. Ock a Brinkel verblajen, hernach wird's schon wieder gihn; ock a Brinkel!“

Sie streckte ihre alten Beine behaglich aus. „Ach, das tut amal gutt! Wie ei der Stube sijt ma ja hier; und was der Wind in a Wippeln für anne schiene Musike macht! Ja, wenn a een nich ei's Gesichte und ei de Hände beißt, wenn a eem ock awing uffspielt, da is a zu derleiden. Wirklich, wie de Urgel ei der Kirche klingt's; nee, schinner noch, denn dahier spielt der liebe Gott selber.“

Ganz andächtig wurde ihr zumute. Sie suchte die erstarrten Hände zu falten und bewegte die Lippen: „Vater unser, der Du bist im Himmel.“

Die folgenden Worte wollten ihr nicht einfallen. Sie suchte und suchte. „Vater unser, der Du bist im Himmel — — der Du bist im Himmel — —“ Sie schloß die Augen und sann; aber ihre Gedanken verwirrten sich immer mehr. Sie glaubte, sie säße auf ihrem Kirchenplaze, und die Orgel spielte überirdisch schön. Und die Kirche wuchs und wuchs, majestätisch dehnte sich der Raum, und die Lichter funkelten und strahlten immer heller, immer heller, und alles Licht strömte nach der Orgel hin, und die gleißte in purem Goldschein, und vor

der goldenen Orgel saß der liebe Gott leibhaftig und spielte. . . .

Als Doktor Baums Wagen eine Stunde später durch den Wald holperte, hielt der Kutscher plötzlich an und sprang ab. „Herr“, rief er in den Wagen, „am Wege liegt a Mensch, a Weibsbild wirds woll sein.“

Der Arzt stieß die Wagentür auf. „Die Hawlitschken!“ schoß es ihm sofort durch den Sinn. Der Kutscher hatte die Gestalt inzwischen untersucht. „Herr, 's is ooch a Kind derbeine, se rippeln sich allebeede nich mehr.“

Der Arzt riß die Wagenlaterne heraus und leuchtete. „Richtig, die Mutter Hawlitschken!“ sagte er bestürzt, „und ihr Enkelkind wahrscheinlich. Es mag ihr wohl entgegengelaufen sein. Flink, Friedrich, vielleicht sind sie doch noch zu retten.“

Die beiden Männer banden der Alten das Tragtuch auf, luden den Ofen auf den Bock und trugen die beiden Erfrorenen in den Wagen. „Fahr' vorsichtig!“ befahl der Arzt, „damit der Wagen so wenig wie möglich stößt! Nach Poglik zum Bauern Mechnit.“

Alle Mühe des Arztes war umsonst, Großmutter und Enkelkind erwachten nicht mehr zum Leben. Er legte gerade mit Hilfe seines Kutschers die beiden Leichen auf das schlechte Bett, als sich der große, vier Schrötige Bauer durch die schmale Tür der Einliegerstube schob. Betreten blieb er stehen, als er sah, daß die Wiederbelebungsversuche erfolglos geblieben waren.

Der Arzt wusch sich die Hände, und während er sie mit dem Taschentuche abtrocknete, sah er sich nachdenklich in der niedrigen Stube um, die von zwei schwelenden Talglöchtern karg beleuchtet war. Die Wände waren verschmutzt und verräuchert, der Deckenputz größtenteils abgefallen, der braune Rachelofen stand schief und war voller Sprünge. Nun fiel sein Blick auf den kleinen, eisernen Ofen, den sein Kutscher davor hingestellt hatte. Ein Lehrling des Geschäfts wahrscheinlich, aus dem der Ofen stammte, hatte mit Kreide eine lachende Frage darauf gemalt, die sich in dem flackernden Lichtschein zu bewegen schien und die beiden Leichen spöttisch anschielte.

„Was hat der Zufall doch zuweilen für einen grimmigen Humor!“ dachte der Arzt. Er wandte sich mit strengem Blick nach dem Bauern um, der sich vor Unbehagen räusperte, und sagte, auf den Ofen zeigend: „Da will einer mit Ihnen reden, Mechnit; ich denke, sie werden ihn verstehen!“ Dann befahl er, ohne eine Antwort abzuwarten, dem Kutscher, anzuspinnen und ihn im Gasthause abzuholen, warf den Mantel auf die Schultern und ging

mit einem kurzen Gruße, an dem Bauern vorüber, zur Tür hinaus.

Mechnik stotterte einen Gegengruß und starrte dann bekümmert auf die gespenstige Fraze am Ofen hin, deren schielender Blick seine Augen zwang, zu den beiden Toten hinüberzuwandern. Wie gebannt stand er da, trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirn und ließ seine Augen unruhig hin und her gehen. Endlich ermannte er sich, tappte mit unsicheren Schritten zum Ofen hin, spie der Fraze mitten ins Gesicht und wischte sie mit der Faust ab. Dann sah er mit einem triumphierenden Lächeln auf sein Werk herab, warf noch einen letzten, scheuen Blick auf die Toten und hastete hinaus, die Tür hinter sich schließend. Draußen, im dunklen Flur blieb er wieder stehen. Ein gelber Lichtstreif, den die noch brennenden Kerzen ausandten, stahl sich durch einen Ritx in der Tür und lief ihm quer über die Füße. Er zog sie zurück, als könnten sie ansengen, und rief nach dem Knecht.

„Lösch' da drinne de Lichter aus!“ befahl er ihm mit verschleierter Stimme.

Der Knecht gehorchte. Aber jetzt, nachdem der Lichtschein sich verflochen hatte, stand plötzlich die spöttisch schielende Fraze wieder vor des Bauers Augen. Er strich mit der Hand darüber und tastete sich in seine Stube zurück, die durch eine hellbrennende Petroleumlampe behaglich erleuchtet war. Aber die Fraze wurde er nicht los: aus allen Ecken grinsten sie ihn an. Auch in der Nacht ließ sie ihm nicht Ruhe und spukte durch seine aufgeregten Träume.

Am nächsten Morgen saß er mißmutig beim Frühstück, kaute sein hartes Brot mit Widerwillen und brütete vor sich hin, ohne auf die ungeduldigen Fragen der Bäuerin zu antworten. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und knurrte: „Grade nich!“

Als ihm aber eine Stunde später draußen im Hofe der Knecht über den Weg lief, hielt er ihn an und sagte kleinlaut: „Sih zum Mauer nim, a full glei nach'm Begräbnisse de Siliegerstube puken und weißen, und a Ofen imsetzen.“

Sein Mittagbrot verzehrte er wieder mit dem alten Behagen.

Kaiser Karls Tränen

Kaiser Karl, und herrschest du machtvoll weit
Bis hin zu der Ungarn Landen,
Kaiser Karl, und drückt dich des Alters Leid:
Ein Feind ist dir neu erstanden!

Auf rauschenden Kielen fährt er daher,
Auf schildgeгурteten Borden.
Schau an die rauchenden Städte am Meer!
Ihre Schätze, die führt er nach Norden!

Und als Kaiser Karl zum Strande fährt,
Da sieht er viel Tausend erschlagen
Und, ach, unerreichbar dem Kaiserschwert,
Die Masten der Norringe ragen.

Und, horch! Da braust es im Sturm daher
Aus trockigen Nordlandskehlen:
„Kaiser Karl, und herrschest du bis ans Meer,
Auf dem Meere, da muß es dir fehlen!“

„Das Meer ist unser, das Meer ist frei,
Die Wogen flüstern und schwätzen,
Und schnell, wie die Möven, ziehn wir herbei
Und wühlen in deinen Schätzen.“

„Kaiser Karl, und zwängest du Land um Land
Mit zürnenden eisernen Ruten:
Kaiser Karl, so bleibt doch unser der Strand,
Und am Strand soll dein Reich sich verbluten!“

Kein Mund im Gefolge des Kaisers spricht,
Verstummt vor des Schicksals Walten.
Sie sehen des Mächtigen Angeischt
Gepreßt in des Mantels Falten.

Und da er ihnen den Blick wieder gönnt,
Da zittern im Auge ihm Tränen.
Daß Kaiser Karl auch weinen könnt',
Wer mochte es möglich wähenen?

Er aber streckt nach dem Sohne die Hand:
„Sohn, nimm meinen Gram dir zur Lehre!
Ein Leben nur hatt' ich und zwang das Land,
Du, Ludwig, bezwinde die Meere!“

E. Schmidt in Gleiwitz

Schlesiens größte Findlingsteine

Von Prof. Dr. Theodor Schube in Breslau

Fast überall finden sich in den mächtigen Sand-, Lehm- und Mergelablagerungen, die den größten Teil des norddeutschen Flachlandes bedecken, mehr oder weniger abgerundete Gesteinsstücke von recht mannigfacher Zusammensetzung und von sehr verschiedener Größe eingesprengt. Ueberwiegend tritt der Granit auf, dessen drei Hauptbestandteile, Quarz, Feldspat (dieser oft von lebhaft roter Farbe) und Glimmer, vielfach schon mit bloßem Auge leicht unterscheidbar sind. Die meisten sind faust- bis kopfgroß, doch kann man fast in jeder größeren frischen Ausschachtung (am bequemsten bekommt man sie wohl auf Eisenbahnfahrten bei Erweiterungsanlagen zu sehen) auch solche wahrnehmen, deren größter Durchmesser $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Meter erreicht. Nur scheinbar fehlen sie manchen Teilen des schon seit langer Zeit der Pflugschar unterworfenen Landes fast ganz, weil entweder die blockführenden Schichten schon vor dem Auftreten des Menschen von anderm Material, besonders Sanden verschiedener Korngröße, überdeckt, oder seit seinem Eingreifen alle gröberen Stücke der oberen Lagen längst an den Rand des Ackers geschafft und fast völlig zu Pflasterungs- oder Aufmauerungszwecken verwendet worden sind: auch hier wird bei tieferem Eindringen Neues zu Tage gefördert; strichweise zeigt sich auch in unserm Schlesien, wie es in den weiter nordöstlich gelegenen Gegenden weit allgemeiner anzutreffen ist, das lockere Erdreich noch immer förmlich durchspielt mit diesen „Raakenköpfen“, so daß dort der Pflüger, auch wenn er nur die größten beseitigen will, in den meisten Furchen tüchtig zugreifen genötigt ist.

Ueber die Herkunft dieser kleineren Steinkörper haben sich die Ackerbauer wohl nie sonderlich den Kopf zerbrochen, sie wurden einfach als etwas dem Erdreiche Zugehöriges betrachtet. Nur wenn man, wie es zuweilen vorkam, auf ganz ungewöhnlich große Blöcke stieß, wurde die Aufmerksamkeit etwas erregt; doch begnügte man sich auch dann meistens damit, sie als Merkzeichen zu benutzen und mit irgend einem Namen zu belegen. Die bekanntesten derartigen Riesenblöcke in Norddeutschland sollten wohl die beiden Markgrafensteinen aus der Gegend von Fürstenwalde sein, da jeder Besucher Berlins in seinem „Führer“ lesen kann, daß die mächtige Granitshale (Durchmesser 7 m!) vor dem Alten

Museum aus dem einen derselben herausgearbeitet ist. Doch nur selten wurden sie gleich diesen zur Ehrung einer hervorragenden Persönlichkeit benannt; viel häufiger finden wir die Bezeichnung „Heidenstein“ oder „Teufelsstein“ in Anwendung. Die erstere mag wohl zuweilen sich davon herleiten, daß in vorchristlichen Zeiten derartigen Riesen unter den Steinen, ähnlich wie denen der Baumwelt, eine besondere Verehrung gezollt wurde. Später kamen Sagen auf, in denen sie mit heidnischem Zauberispuß in Zusammenhang gebracht wurden. An die „Teufelssteine“ knüpft sich öfters die Erzählung, der Teufel habe damit eine nahe Kirche zerschmettern wollen, doch aus mancherlei Gründen sei der Niederfall nicht rechtzeitig erfolgt. In Ostpreußen wird der Name auch mehrfach darauf zurückgeführt, daß der Teufel an dieser Stelle Bauern durch Kartenspiel habe einfangen wollen.

Seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts haben nun aber auch die Männer der Wissenschaft sie in den Kreis ihrer Beobachtungen gezogen, nachdem schon in seinem ersten Viertel einige Gelehrte, wie namentlich der auch als Botaniker hochzuschätzende Liegnitzer Arzt G. A. Volkmann, darauf hingewiesen hatten, daß die Zusammensetzung der meisten dieser Gesteinsstücke von der der heimischen erheblich abweiche. Zuerst suchte man das Vorkommen dieser von ihnen des unsichern Ursprungs halber Findlingssteine oder auch erratische (auf Irrfahrten verschlagene) Blöcke genannten Körper durch die Annahme zu erklären, sie seien durch unermessliche Sturmfluten aus weiter Ferne in ihre jetzige Lagerstätte herangewälzt worden. Doch ließ man bald gleichwie man auch sonst für die Bildungen der früheren Erdperioden nur die auch jetzt noch erkennbaren Triebkräfte gelten lassen wollte, diese Vorstellung fallen, da man eine viel glaubhaftere Erklärung durch Vergleich mit den Wirkungen der Gletscher, zumal der grönländischen, gefunden zu haben meinte. Man weiß, daß das aus den ungeheuern Schneemassen im Innern Grönlands entstehende Eis auf seiner einem Fließen vergleichbaren Wanderung nach den Küsten Gesteinstrümmer verschiedenster Größe mit sich führt, von denen zwar viele auf der langen Reise bis zum Meeresstrande zu kleinsten Teilchen zerquetscht werden, manche aber ihn fast unverändert auf dem Rücken des

Gletschers erreichen. Gleichwie nun diese dann auf den durch die Unterspülung losgebrochenen Eisbergen von Meeresströmungen oft weithin verschleppt werden, so sollten auch unsere Riesenblöcke, deren nordischer Ursprung sich bei genauer Untersuchung deutlich verriet, von Gletschern Scandinaviens herrühren, die sich in früheren Zeiten weithin bis ans Meer ausdehnten.

Aber auch diese Auffassung (die „Drifttheorie“) ist jetzt allgemein aufgegeben, da sie sich mit andern Phänomenen durchaus nicht in Einklang bringen läßt; wohl kein Geologe erhebt heute noch ernste Einwände gegen die von Torell 1875 ausgesprochene Vergletscherungslehre, so kühn auch sein Wagnis anfangs erscheinen mochte. Nach seiner Anschauung haben sich in der der Jetztzeit vorangegangenen Erd-epoche, die man in der Regel immer noch mit dem veralteten Namen Diluvium (Sintflut) belegt, die Gletscher Scandinaviens, mächtig angeschwollen, über das ganze norddeutsche Flachland erstreckt; bei uns müssen sie sogar ziemlich weit ins Vorgebirge eingedrungen sein, so daß ihre Enden nur durch einen schmalen Streifen von denen der Riesengebirgsgletscher getrennt waren, deren Ausdehnung

Partsch mit gewohnter Gründlichkeit nachgewiesen hat. Am Sattelwalde reicht dies Vorkommen der skandinavischen Gesteinsfragmente, die man wegen der Art ihrer Beförderung Geschiebegenannt hat, bis zu 560 Meter Seehöhe. All unser Kies, Sand, Lehm und Mergel in den vielen Modifikationen entstammt also dem Norden. Das ursprünglich wirre Gemengel der Zertrümmerungsprodukte des hierher verschleppten Materials ist eben beim Schwinden des Eises von den Schmelzwässern sortiert und verschiedenartig abgelagert worden. Daher erklärt es sich z. B. auch leicht, daß in Ostpreußen die Tiefe der Diluvialschichten in der Regel die der unserigen noch erheblich überbietet, und daß dort Riesenblöcke auch an der Oberfläche weit zahlreicher als hier anzu-

treffen sind, zumal da dort noch nicht durch die Ueberkultur mit diesen Naturdenkmälern so gründlich wie bei uns aufgeräumt worden ist.

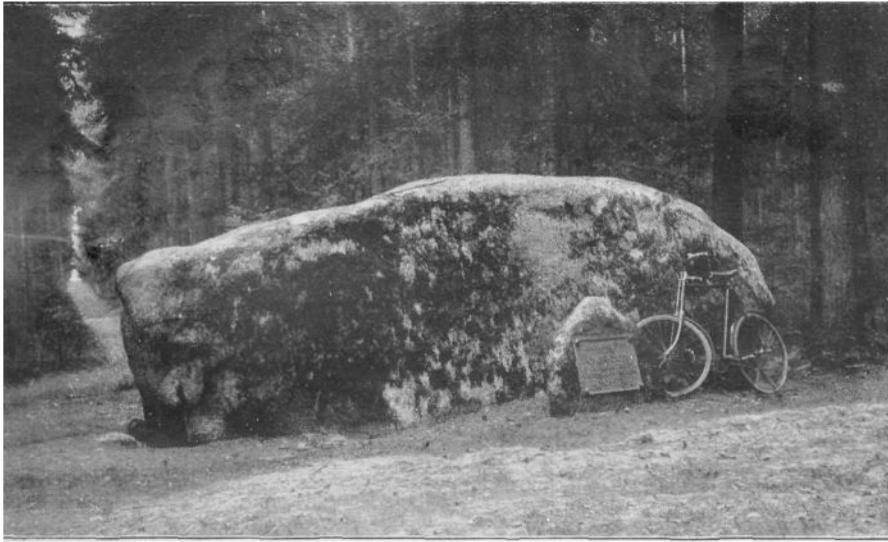
Denn als Naturdenkmäler, und zwar als solche ersten Ranges, haben wir die wenigen Reste, die uns noch geblieben sind, aufzufassen; gerade sie wären am meisten geeignet, das Walten der Naturkräfte in voller Großartigkeit bis in die fernsten Zeiten den Besuchern zum Bewußtsein zu bringen. Denn die Riesen- und Wandergestalten unserer Baumwelt, die ich in meinem „Waldbuch von Schle-



Quarzitblock im Posteler Walde

sien“ und seinen Nachträgen zusammengestellt habe, müssen selbst im günstigsten Falle in wenigen Jahrhunderten untergegangen sein (hoffen wir zu gunsten eines regeren Gemütslebens unserer Nachkommen, daß man in der Zwischenzeit neue derartige Schaustücke zur Entwicklung kommen läßt: hier muß man eben säen, was man nicht selbst ernten kann, gleichwie man jetzt erntet, was man nicht gesäet hat!); aber auch von unsern Seltenheiten unter den Kräutern und im Tierreiche wird unaufhaltsam vieles verschwinden, selbst wenn das rühmliche Beispiel des Grafen Joh. v. Saurma-Jeltsch vielfach Nachahmung finden sollte, der die hochinteressante Pflan-

zengemeinschaft einer Parzelle des Laskowitzer Waldes dadurch für lange Zeit erhalten haben dürfte, daß er eine Fläche von beinahe 3 Hektar möglichst unverändert gelassen und durch Einzäunung vor unberufenen Gästen geschützt hat, und selbst, wenn es endlich einmal gelingen sollte, durch Hebung des allgemeinen Bildungsstandes (von Polizeiverboten ist da nur wenig Hilfe zu erwarten!) dem mutwilligen und geschäftsmäßigen Wegplündern der Raritäten im Riesengebirge und in andern vielbesuchten Landesteilen ein Ende zu bereiten. Jene Riesenblöcke aber könnten, da eine gewalttätige Störung des Landschaftsbildes durch Eingreifen der Naturkräfte in den nächsten Jahrtausenden nicht zu erwarten ist, „bestehn“, bis Erd' und All vergehn.“



Der Römerstein im Riemberger Walde

Leider sind, so weit mir bekannt, zur Zeit nur 3 solche Kolosse in unserer Heimatsprovinz noch vorhanden, von denen je einer einem der 3 Regierungsbezirke angehört; sollte einer der Leser noch etwas von anderen großen Findlingsteinen — und seien es auch nur solche von wenigen Kubikmeter Inhalt*) — wissen, so würde er der Heimatsforschung durch Mitteilung einen wichtigen Dienst erweisen.

Verhältnismäßig am meisten bekannt, obgleich sicherlich auch die Zahl seiner Besucher recht gering ist, wird jedenfalls der mittelschlesische sein. Er liegt in dem der Stadt Breslau gehörigen Riemberger Walde (im Wohlauer Kreise) an der Linie zwischen den Jagen 31 und 32; da er bei etwa 5 Meter Länge und $1\frac{1}{2}$ Meter Dicke sich bis zu $1\frac{1}{2}$ Meter Höhe erhebt, so kommen ihm, selbst wenn der in der Erde steckende Teil ganz unbedeutend angenommen wird, gegen 12 Kubikmeter Inhalt zu; wahrscheinlich beträgt er erheblich mehr. In der trotz massenhafter Verschiffung auch nach Breslau immer noch „steinreichen“ Umgebung war für ihn der Name „Heidenstein“ üblich. Unsere Forstverwaltung, die ihn unter ihren Schutz genommen hat, gab ihm zu Ehren des hochverdienten Geologen Ferdinand Römer — der übrigens gerade Torell's Lehre gegenüber großen Skeptizismus bewahrte — den Namen „Römerstein.“ Das

Bild, auf dem auch die meinem verehrten Lehrer gewidmete Denktafel zu sehen ist, wurde zuerst einem Aufsatze Gürich's in der Zeitschrift unserer Landwirtschaftskammer beigegeben, nachdem ich bereits in meinem Waldbuch (S. 74) auf dieses Naturdenkmal hingewiesen und durch eine meiner Photographien noch einmal besonders daran erinnert hatte. In meinem „Breslauer Waldbüchlein“ (S. 55) habe ich, wie bei den meisten darin besprochenen Sehenswürdigkeiten, den Zugang genau angegeben; daß schon viele meinen Spuren gefolgt sind, möchte ich stark bezweifeln.

Auch der oberschlesische — gleichfalls granitische — Riesenblock, dessen Bild hier zum ersten Male erscheint, ist bereits in meinem Waldbuche (S. 130) genannt. Er liegt im Labander Walde (Kreis Gleiwitz) an einem Abhange, von hohen Fichten umgeben. Man erreicht ihn am besten, wenn man dem Wege folgt, der in der Verlängerung der Heerstraße von Laband nach der Gleiwitz-Weiskretschamer Straße ostwärts zieht, und dann den ersten Querweg zur Rechten („Teufelsallee“) einschlägt. Wie man sieht, besitzt er jetzt nahezu Pyramidenform, doch war er einst ganz anders gestaltet. Wie schon im Waldbuch angegeben, haben die früheren Besitzer einen großen Teil des ursprünglichen Blockes, wahrscheinlich mehr als übrig blieb, absprenge lassen; die Spuren davon sind noch jetzt wahrzunehmen, obgleich die Bruchflächen längst wieder völlige Nachdunkelung und einen starken Ueberzug von Moosen und Flechten angenommen haben. Da er immer noch am Boden 12 Meter Umfang bei reichlich $1\frac{1}{2}$ Meter Höhe aufweist, so ist der Inhalt auf mindestens 9 Kubikmeter zu schätzen,

*) Einige Blöcke, deren oberirdischer Rauminhalt $1\frac{1}{2}$ bis 4 cbm ausmachte, lernte ich kürzlich in dem auch sonst so beachtenswerten Waldgebiete des Herrn v. Salisch (Postel) kennen, einen von 2 cbm auch in dem daran angrenzenden Forst Donnerswalde, am Kaltwasser im Rev. Gr.-Lahse. Trotz der Ungunst der Witterung glückte es mir, von dem größten derselben das hier (S. 112) gebrachte Bild zu erzielen.

doch scheint auch dem im Erdreich befindlichen Teil eine erhebliche Größe zuzukommen. Bekannt dürfte dieser „Teufelsstein“ nur wenigen Naturfreunden sein. Die Waldarbeiter usw. wissen zwar über ihn Bescheid, halten sich aber mit einer gewissen Scheu von ihm fern und meiden selbst jene „Teufelsallee.“ Da bei den günstigen Transportbedingungen unserer Tage das Bedürfnis nach Bausteinen in jener Gegend leicht anderweitig befriedigt werden kann, so darf sicherlich die Hoffnung gehegt werden, der Besitzer werde den diesem Naturdenkmal nun schon so viele Jahrzehnte hindurch gewährten Schutz ihm auch in Zukunft angehehen lassen.

Gänzlich neu war mir eine Notiz Gürichs, daß auch in der Gegend von Sagan sich ein größerer Geschiebblock vorfinde. Da gar keine Angaben über Größen- und Lagerungsverhältnisse beigelegt waren, ja in seinen „Mitteilungen des Provinzialkomitees“ dieses Steins überhaupt nicht mehr Erwähnung getan wurde — was leider auch für vieles andere Wichtige gilt, während darin gar wunderliche Irrtümer aus anderer Quelle übernommen sind — legte ich jenen paar Worten zunächst keine Bedeutung bei. Als ich indes vor kurzem auf einer meiner For-

schungsfahrten Gelegenheit hatte, in Sagan mit Herrn Lehrer Michael, einem trefflichen Kenner jener Gegend, zusammenzukommen, war doch eine meiner ersten Fragen die nach jenem Steine. Auf diese Weise erhielt ich nicht nur ausführlichen Bericht über diesen „Teufelsstein“, sondern auch freundliche Führung zu dem hochinteressanten Objekte, sodaß ich sogar die dem hier beigegebenen Bilde zu grunde liegende Aufnahme bewerkstelligen konnte. Ein etwa einständiger Marsch von Sagan aus genügt, um ihn zu erreichen. Man folgt am besten zunächst der Freystadter Heerstraße bis zu dem vom Nordausgang von Ekersdorf nach Dittersbach führenden Wege, dann diesem etwa 500 Schritte weit und schließlich dem von

da an nordwärts ziehenden Waldwege, bis dieser die Straße vom Bahnhofe Rüpper nach Dittersbach schneidet; unmittelbar bei der Kreuzung liegt der Findling. Wegen dieser bequemen Zugänglichkeit ist er wohl auch schon mehrfach besucht worden, leider auch, wie man sieht, von einem H. H. (soll vielleicht ein der besseren Haltbarkeit wegen verdoppeltes „Hanswurst“ bedeuten!), der es für nötig erachtete, ihn kieselladartig zu verunzieren.



Der Teufelsstein im Labander Walde

Daß auf unserm Bilde der Granitblock, von dem allein der über die Erde herausragende Teil gegen 13 Kubikmeter ausmacht, nicht ganz seiner Größe entsprechend erscheint, beruht darauf, daß er von der Südwestseite her, der einzigen, von der aus er „knipsbar“ ist, sich langsam nach hinten senkt: sein infolgedessen unsichtbar bleibender Rücken hat gegen 9 Quadratmeter Oberfläche. In der Mitte dieser Rückenplatte erblickt man einen großen, fast kreisförmigen Eindruck, der vom Volk in ganz eigentümlicher Weise mit dem Teufel in Verbindung gebracht worden ist. Bis vor wenigen Jahren lag nämlich in geringer Entfernung ein ganz ähnliches Felsstück, der „Herrgottstein.“ Der Teufel habe, so

lautet die Sage, mit Gott von den Hellbergen (bei Freystadt) aus um die Wette werfen wollen, sei aber natürlich um einige Meter zurückgeblieben und habe nun vor Nerger über seinen Verlust dem Steine mit seinem Pferdefuß einen kräftigen Tritt gegeben, dessen Spur noch jetzt zu sehen sei.

Jener „Herrgottstein“ besteht nicht mehr; nur das Erdloch, in dem er eingesenkt lag, ist noch zu erkennen: man hat im letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts, also zu einer Zeit, als bereits die ersten Rufe nach Schutz für die Heimat, freilich nicht mit der jetzt stellenweise konventionell gewordenen Breitspurigkeit der letzten Jahre, erschollen, ihn zwecks Lieferung von Heerstraßensteinen zerschlagen. Nun, der „Teufelsstein“ ab er wird hoffentlich

auch hier der Mit- und Nachwelt erhalten bleiben. Sein Besitzer, Herr Gemeindevorsteher Lehmann in Dittersbach, hat mir zugesichert, daß er ihn, so lange ihm das Gut gehöre, nicht veräußern werde, und seine Rechtsnachfolger werden wohl in demselben Sinne verfahren. Es gereicht mir zur besondern

Freude, dieses schöne Beispiel von Opferwilligkeit zu gunsten der Erhaltung eines Naturdenkmals hier in weiteren Kreisen bekannt machen zu können. Möchte es unserm neugegründeten Heimatschutzbunde, dem recht zahlreiche Beteiligung zu wünschen ist, beschieden sein, recht viele ähnliche Erfolge zu erzielen!



Der „Teufelsstein“ bei Zagan

Schlesien in der Provinz Ostpreußen

Von Eugen Buchholz in Wormditt in Ostpreußen

Nach gewissen Bezirken Ostpreußens verschlagene Schlesier entdecken unschwer Anklänge, ja nahe Verwandtschaft mit heimatischer Sitte und Sprache.

Im mittleren Teile des Ermlandes, hauptsächlich im Kreise Heilsberg, wird eine Mundart gesprochen, die zur Unterscheidung von der plattdeutschen Breslauisch genannt wird. Nicht als ob es der Dialekt der Breslauer wäre; es ist schlesische Gebirgsmundart. Die unter dem ermländischen Bischofe Heinrich I. Fleming (1279—1300) aus dessen Heimat Lübeck angesiedelten Niederdeutschen, die wahrscheinlich aus ihrem ehemals slawischen Lande die Bezeichnung „Kaslauer“ mitgebracht haben, nannten die schlesischen Kolonisten nach der bekanntesten Stadt.

Bischof Eberhard von Neisse (1301—1326) begann die Ansiedlung von Landsleuten, da in Schlesien seit 1260 Ueberfluß an Kolonisten vorhanden war. Die meisten mitteldeutschen Orte des Ermlandes haben ihre „handfeste“

zwischen 1300—1370 erhalten, so die Städte Heilsberg, das vor zwei Jahren sein 600 jähriges Bestehen feierte, im Jahre 1308, Wormditt 1316, Guttstadt 1329, Seeburg 1338.

Von mitteldeutsch sprechenden Dörfern erhielten die „handfeste“ Arnsdorf 1308, Abigelsnen 1311, Glottau 1313, Benern 1316, Lokau 1318, Kiwitten 1319, Heimikau 1326, Wolfsdorf 1332, Open 1333, Peterswalde bei Guttstadt 1335, Roggenhausen 1338, Süßenthal 1344, Frankenau 1346, Reimerswalde, Rannau, Reidenberg und Süssenberg 1359, Freudenberg, Nosberg und Stolzhausen 1362, Münsterberg 1383 und andere mehr. Unter diesen Ortsbezeichnungen stößt man auf verschiedene schlesische; vielerorts waren neue Benennungen nicht nötig, weil man die Namen altpreußischer Siedlungen beibehielt und nur mundgerecht machte.

Das mitteldeutsche Sprachgebiet im Ermland umfaßt den Kreis Heilsberg, den südlichen Teil des Kreises Braunsberg um

Wormditt, und im Kreise Köffel die Umgegend von Seeburg. In diesem letztgenannten Bezirke wird wohl das klassischste Breslauisch gesprochen. Wenigstens verlegen die Verfasser der beiden scherzhaften Dialektdichtungen „Die Ermländische Freischaft,“ erschienen bei B. Kruttke in Köffel in zehnter Auflage und „Da ahl Kota on cara Sohn (Volksblatt-Druckerei in Allenstein) hierher ihre Handlung.

Schlesische Schriftsteller haben sich wiederholt über die ermländisch-breslauische Mundart ausgelassen. So meint A. Knötel, man sehe ihr noch deutlich ihren schlesisch-münsterbergischen Ursprung an. Freilich passiert ihm bei der Zergliederung der „Ermländischen Freischaft“ das Mißgeschick, den Ausdruck „Kujjel“ (Eber) verkehrt zu deuten. Ein Herr von W. in den Schlesischen Provinzialblättern (Jahrg. 1875) erkennt ebenfalls in dem Breslauischen ein stark durch das Plattdeutsche beeinflusstes Oberdeutsch, das der Hauptsache nach fränkisch sei. Bei der Lektüre Paul Kellers muten uns Ermländer die darin vorkommenden Dialektproben ganz heimatlich an. Nur kann sich unser Breslauisch nicht des melodischen Tonfalls des schlesischen Gebirgsdialekts rühmen. Es hat vielmehr entsprechend dem Charakter der norddeutschen Tiefebene eine behäbige, breite Aussprache angenommen. Sein hervorstechendes überall bewirktes Kennzeichen ist die breite Aussprache des ei=ai, die zu der sprichwörtlichen Redensart von den Heilsberger Klößen („Hailsberga Railche“) geführt hat.*) Weitere Kennzeichen sind die Umwandlung des er in a und der Fortfall des n in der Endsilbe en.

Während die Ueberlieferung von der schlesischen Ansiedlung, erhalten durch die kirchlichen und wissenschaftlichen Verbindungen mit Breslau, im Ermland stets wach blieb, ist sie in dem durch den westlichen Grenzfluß Passarge getrennten Oberlande mehr erloschen. Und doch kann gerade der oberländische Kreis Pr.-Holland zahlreiche schlesische Ortsbezeichnungen aufweisen, von denen acht schlesische Städtenamen sind.

Es ist das Verdienst des Gymnasialdirektors Dr. Stuhmann in St.-Krone, in den Jahr-

*) „Hailsberga Railche, zwai bös drai vom Schaffel“ soll die kolossale Größe der dortigen „Reilchen“ (plattdeutsch Kielka) kennzeichnen.

gängen 1895, 1896 und 1898 des dortigen Programms auf Grund eingehender Forschungen die Ausdehnung des mitteldeutschen Sprachgebiets im Oberlande — hier Oberländisch und im westpreußischen Grenzgebiet halbhochdeutsch genannt — festgestellt zu haben. Es erstreckt sich über die Kreise Mohrungen, Pr.-Holland, 30 Ortschaften im Norden des Kreises Osterode, Grenzgebiete der westpreußischen Kreise Elbing und Stuhm, sowie einen bedeutenden Teil des westpreußischen Kreises Rosenberg. Das Mitteldeutsche wird, wenn auch vielfach nicht mehr wie im Ermland, im Oberlande und in den Grenzgebieten Westpreußens von annähernd 200000 Personen aus dem Arbeiter- und Mittelstande gesprochen.

Die Haupteigentümlichkeit des Oberländischen ist der eigenartige „au-Laut“, welcher von dem ermländischen Nachbarn bewirkt wird, ebenso die Hervorkehrung der Endsilbe „er.“ „Auberer-ländisch“, „Mauhrungen“ (Mohrungen), „Gauttfreehd“, der gautselige Vauter stärbt“ und ähnliche Stichelreden kennzeichnen die Unterschiede. Während das „Breslauische“ dem schlesischen Gebirgsdialekt entspricht, verrät das „Oberländische“ seine nahe Verwandtschaft mit dem schlesischen Flachlandsdialekt.

Hoffentlich erfährt die von Dr. Stuhmann begonnene wissenschaftliche Begründung des Mitteldeutschen in Ostpreußen weitere Pflege. Die letzte Arbeit über „Die breslauische Mundart im Ermland“ ist in Nr. 36 und 37 (Jahrgang 1908) der Ermländischen Zeitung in Braunsberg erschienen.

Zum Schluß eine kurze Dialektprobe aus: „Da ahl Kota on cara Sohn.“ Der alte Kather vernimmt eben, daß sein in Königsberg studierender Sohn ein unsoliden Leben führt und sagt darauf:

Denn wöll öch dach nach Rösbeck hön,
 On sahne wie de Sache stehn,
 On wenn daß alla wo ha öß
 Denn kriet a nusch, das öß gewöß
 Da Wogewaak*) da öß nu schlecht
 Doch hot dahöm ze tue da Knecht,
 Oech meen, am beßte öß ze Fuß
 Denn wä da reese muß, da muß.

*) Wagenweg, Weg mit Fuhrwerk.





„Reichtum und Gerechtigkeit“
Bronzefigur von Theodor von Gosen
für den Remter des Breslauer Rathauses

